Den Sternen zu

Ein Schillerroman

von

Walter von Molo



Verlegt bei
Schuster & Loeffler/Berlin





Den Sternen zu

Von Walter von Molo erschienen
bei Schuster & Loeffler in Berlin:

Die unerbittliche Liebe . . . . 2. Aufl.
Die törichte Welt . . . . 2. Aufl.
Der gezähmte Eros . . . . 2. Aufl.
Wir Weibgesellen . . . . 2. Aufl.
Ums Menschentum
Erster Teil des Schiller-Romans . . . . . 12. Aufl.
Im Titanenkampf
Zweiter Teil des Schiller-Romans . . . . 10. Aufl.
Die Freiheit
Dritter Teil des Schiller-Romans . . . . 10. Aufl.
Den Sternen zu
Letzter Teil des Schiller-Romans. . . . . 10. Aufl.
Der Infant der Menschheit Drama in drei Akten
Deutsch sein heißt Mensch sein . Reden. 2. Aufl.

bei Georg Müller in München die Dramen:

Das gelebte Leben . . . . in vier Akten
Die Mutter . . . . in vier Akten

in der Kronen-Bücherei in Berlin:

Die Lebenswende . . . . 30. Aufl.

Den Sternen zu

Ein Schiller-Roman von

Walter von Molo

Letzter Teil

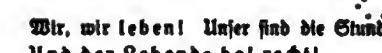
1.–10. Auflage



Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1916

FP

Druck von E. Haberland in Leipzig-R.


Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht!

Schiller sprach, im Frühlingsspaziergang des Spätnachmittags erregt stehenbleibend, tiefbewegt zu Goethe: „Verwerfen Sie doch Ihr mitleidiges Zureden nicht weiter an mich! Dichten eben Sie, ich kann es nimmer!" Er preßte, um nicht aufzuschreien, die Zähne aufeinander, daß die Muskeln im abgezehrten Antlitz vorsprangen. „Mir wird es genügen müssen, erkannt zu haben, daß ich jetzt richtig dichtete, wenn ich dichten könnte!" Starr, verräterisch, selbstvergessen, sahen die tiefunglücklichen, zerrungenen Augen Schillers in die zartgrüne Weite der abendlichen Frühlingslandschaft, die immer noch, hier und da, festlich gekleidete Menschen störten. Er hob, verächtlich und neidisch, die weisende Hand: „Sehen Sie diese Sonntagwanderer," sagte er bitter, „die machen sich keine Sorgen um die Kunst, wie ich, das sind glückliche, normale Menschen; ich bin ein Narr!" Goethe wollte widersprechen: zu sehr durfte der befreundete Mann nicht in solch verzerrendes Denken und Anschauen geraten! „Nehmen Sie die irdische Horde nicht in Schutz," brach Schiller heftig des andern ungesprochene Rede ab,

„Sie sind ja kein Mensch, Sie sind ein Kunstwerk, das irrtümlich Menschenbeine hat.“ Schmerzlich sah Goethe, wie verzweifelte Sehnsucht und erhabener Neid nach dem Höchsten im zerkämpften Freundesantlitz zerstörend wühlten. Mit großem, zusammenfassendem Herrscherblick zog Goethe, tiefatmend, Kraft und Sicherheit aus heller Luft und dunkelnder Erde. Er sagte freundlich:

„Warum sprechen Sie nicht offen zu mir von Ihrem ‚Wallenstein‘?“ Ängstlich und drohend abmahnend sah Schiller ihn an. „Ich harrte die ganze Zeit meines diesmaligen Jenenser Aufenthaltes vergeblich darauf.“ Verächtlich, wie in wildem Wahnsinn, warf Schiller, da das marternde Wort gesprochen war, die Hand in die Luft:

„Erledigt!“ sagte seine keuchende Brust. „Reden wir anderes! Muß denn ewig vom Dichten geredet sein?!“

„Das lange Entwöhnte erscheint oft als Unvermögen,“ sprach Goethe mit großer Ruhe, „Sie wollten, vielleicht etwas überheblich, vom jahrelangen Krankenbette der philosophischen Reflexion aufstehend, sofort einen Berg wälzen. Die Straße der Poesie muß jedoch erst wieder gerodet werden! Werfen Sie vorerst einmal kleinere Steine, um die erschlafften Sehnen Ihrer Muse zu stärken. Fängt der Baum damit an, daß er die Krone treibt?“ Trüb schüttelte Schiller den Kopf. Goethes Ant-

litz färbte sich rot. „Und lassen Sie die Umarbeit meines knochenweichen Mist, des „Egmont“, endlich liegen“, drohte Goethes Stimme nun, in Angst vor sich selbst, „lassen Sie sich freundlichst nicht durch mich verderben! Ich bin so, und Sie sind anders! Soll ich denn immer und immer wieder den andern zerbrechen müssen? Wehrt euch doch gegen mich!“

„Sie zerbrechen mich nicht!“ sprach Schiller mit jäh aufgepeitschtem Stolz. „Sie nicht! Ich zerbreche mich schon selbst!“ Goethes Augen lächelten befriedigt in Heimlichkeit:

„Sie kannten eben bisher die Annehmlichkeiten des bewußten Kunstschaffens nicht,“ sprach er, „ja, das ist so angenehm, wie Sie es jetzt in sich verspüren! Ich kenne das seit Italien! Lieber Freund,“ sprach er herzlich, „wenn Ihnen die Überarbeitung meines ‚Egmont‘ mißlänge, lähmte es doch bloß Ihre Arbeitsentschlossenheit, gelänge die Verbesserung — so ist das noch lange kein Beweis dafür, daß Ihr ‚Wallenstein‘ gelingen muß.“ Schillers bohrende Blicke brannten schamvoll und aufbegehrend in Goethes hellsichtigem Antlitz, das dessen erkennende Seele verriet. „Vor allem: lassen Sie jetzt die Gedanken über den „Wallenstein“ einmal pausieren; Sie sind zu lange theoretisch mit dieser Materie beschäftigt und drum im heißesten Wollen verrannt; das

gibt sich.“ Angespannt stand Schillers Antlitz gradeaus, sein Blick war Furcht und Wollust, derweil sein Mund stolz ablenkte:

„Heute ist die Post aus Schwaben wieder ausgeblieben; der Krieg schädigt unsere „Horen“.“ Goethe gab nicht nach:

„Warum wollen Sie vollkommener sein als alles, was bisher lebte,“ fragte er. „Ein Heiliger vermöchte nicht unter den Menschen zu wandeln, wie's unsre Pflicht ist; drum ist uns dieser Beruf versagt.“ Schillers Antlitz blieb starr abweisend; er sagte:

„Humboldt hat sich entschlossen, sobald die Nachlassenschaftsverhandlungen daheim erledigt sind, die Herrschaft seines Gutes in Tegel anzutreten.“

„Gehen wir nach Hause,“ sprach Goethe resigniert und ärgerlich, er wandte sich, „vielleicht konzertieren die Stare noch im Schlehdorn!“ Unsicher und schuldbewußt sah Schiller den Freund an.

„Nach Hause?“

„Die Finsternis droht hinter den Bergen,“ sprach Goethe, „ich muß der Abreise nach Weimar gedenken, will ich nicht allzuspät heimkommen!“ Schillers Arm und Mund flehten mit plötzlicher Lebendigkeit:

„Bleiben Sie! Nur noch e i n e n Tag!“

„Ich hoffe mit berechtigter Zuversichtlichkeit," sprach Goethe erzieherisch-fest, „daß nun bald Sie wieder mich besuchen werden; ich sehne mich sehr in Weimar nach Ihren künstlerischen Konferenzen."

„Ich theoretisiere nimmer!"

„Sie bringen mir also schon Eigengedichtetes mit?"

„Haha!!"

„Inzwischen werde ich mein Werkchen auch vollendet sehen," sagte Goethe leichthin. Schillers Antlitz fuhr jäh herum, es entfärbte, verzerrte sich in der heftigen Spannung:

„Sie meinen doch nicht den Roman?" fragte er heiser, die Augen blinzelten. „Der kann doch nicht schon vollendet sein?" Goethe sah undurchdringlich gradeaus.

„Ich muß beichten: Ihr unablässiger Weckruf zur Tätigkeit hat mich so produktiv gemacht, daß ich neben dem Roman, in Heimlichkeit ein andres Werkchen bosselte." Er schmunzelte, derweil Schiller der Atem stockte. „Ein Kunstwerkchen der Art, wie's auch Ihnen letzthin gelang!"

„Mir gelang kein Kunstwerk!"

„Meine Freundin Christiane ist dabei, mir ein neues Ur-Menschlein zu schenken." Enttäuscht, glücklich und unwillig, ließ Schiller den Kopf sinken; weltenerfüllt drang Goethes Blick in die fin-

kende Sonne über der Hügellandschaft. „Die Engelchen sterben bei mir schnelle,“ sprach er, von den Erinnerungen an seine toten Kinder bedrückt, „sie halten nicht aus bei mir, sie fürchten sich und fliehen gleich wieder zur Erdenmutter zurück.“ In tiefem Schmerz, weltkummervoll, klammerte sich Goethes Blick an das scheidende Gestirn. „Es ist hart und dunkel hiernieden.“ Langsam fragte Schiller; seine Stimme tastete vorsichtig:

„Ist Ihr August wieder krank?“ Goethes mächtiges Haupt verneinte geruhsam. „Hat Sie Herder wieder gekränkt?“ Kummervoll schüttelte Goethe weiter den Kopf. Seines ehemaligen Freundes und Lehrers krankhaft verbitterte Gehässigkeit abbittend, blickte Goethe sorgenvoll in Schillers teilnehmendes Antlitz; er sagte:

„Sie müssen sich in Herders Lage denken: alt, von allen Seiten von denen überholt, die er bildete, verbraucht, außen und innen voll Schulden, nur ein Gott vermöchte da anders zu sein.“ Schwermütig hing Goethe den Kopf. Schiller umfing mit inniger Rührung Goethes Schulter; er zwang ihn, knapp vor dem Jenenser Häuschengewirr, zum Stehenbleiben. Bewundernd, bei leuchtenden Augen, sagte er:

„Das Größte, Bewundernswerteste, ist doch an Ihnen Ihr Alles-verzeihen und Alles-begreifen!“ Erbittert wider sich seufzte er. „Das ist der Dich-

ter! D r u m ! !" Schiller ging, die Lippen zusammengepreßt, Nässe in den brennenden Augen, weiter.

„Sagten Sie nicht vorhin," fragte Goethe, ihn einholend, „daß Sie den Shakespeare-Übersetzer, den Schlegel, für sieben Uhr zu sich bestellten?" Goethe hielt die Uhr in der Hand. „Es ist halb acht!" Schiller murmelte, mit Bedacht so laut, daß ihn Goethe hören mußte:

„Zuviel Personen! Dieses Durcheinander im ‚Wallenstein' ist nicht dramatisch — ich überseh es nicht . . ."

„Hundert Menschen, zusammengeschichtet und ausgekocht, geben erst e i n e Bühnengestalt!" Goethe lächelte unsichtbar. „Sie sind also der Meinung," setzte er jetzt das ursprüngliche Gespräch fort, das Schillers Leid vorhin jäh unterbrochen hatte, „daß das dritte Kapitel meines ‚Wilhelm Meister' nicht verfehlt sei?"

„Schreiben Sie Ihren Roman ruhig so weiter, wie er sich in Ihrem Kopfe automatisch einstellt, dann wird er gut. Lassen Sie sich nicht am Ende durch mein verrücktes Grübeln irre machen!" Schillers Stimme hatte die heimtückische Schwäche von sich geworfen; seine Hand wies mit Energie den Geheimrat zurecht:

„Hier um die Ecke!"

„Meine Innendirektion steht zu Ihrer frü-

heren Wohnung," sprach Goethe nachsichtig lächelnd, seine Gehrichtung nach Schiller orientierend, „wir wollen jedoch trotzdem das Gewohnheitstier im Menschen nicht schelten, denn wir verdanken ihm viel Zweckmäßiges! Ist der Zahn Ihres zweiten Söhnchens endlich durchgebrochen?" Schillers Antwort war gereizt:

„Ich weiß nicht."

Entschlossen kehrte Goethe zu Schillers Not zurück:

„Halten Sie irgendein Gefühlchen in sich fest," sprach er, „etwas, das Ihnen das Nebensächlichste zu sein scheint, zum Beispiel: Die Sorge der Eltern um die kleinen Qualen eines Säuglings, der ihr Kind ist oder so etwas! In jedem Stücklein, das er treibt, kann der Künstler lernen, wird doch auch das Holz der Geige nur durchs Spielen musikalisch. Der Dichtergenius muß sich üben, ehe er richtig das Weltgebaren widerklingt. Versuchen Sie einmal, zum Anfang, irgendein Gedichtchen! Ja?"

„Ich bin Theaterdichter oder nichts!"

„Wir haben der Kunst ihre Grenzen bestimmt, um sie leichteren Mutes überschreiten zu können! Nicht wahr? Wenn Sie wieder Herr über den Anschauungsinhalt von vier Zeilen geworden sind, so vermögen Sie auch wieder das Vielfache zu übersehen. Es handelt sich jetzt bloß, wie Sie

wissen, darum, daß Sie nicht allerweile denken, daß Sie erst wieder einmal ordentlich fühlen; dadurch gelangen Sie allein zur künstlerischen Selbstschöpfung zurück. Vor allem: Sie müssen etwas Künstlerisches fertig vor sich sehen; steht die Probe auf dem Tisch, so rennt der Herr schon von selber weiter in den Weinkeller, um mehr aus dem guten Fasse zu heben. Sie bringen mir also ein Gedichtchen nach Weimar mit! Mir zuliebe!" Schiller nickte gerührt; sprechen konnte er jetzt nicht; sie standen vor dem Schloß. „Behalten Sie mich lieb," sprach Goethe und umarmte herzlich den Freund, „grüßen Sie ihre kleine Frau und schärfen Sie ihr nochmals ein, daß der Hecht im Essig gesotten werden muß!" Trommelwirbel ertönte und ließ Goethe heftig zusammenfahren. „Verfluchtes Soldatengebaren," schimpfte er über die Schulter; erbost sah er zur strammstehenden Torwache, „muß mich denn auch in Jena die Weimarer Spielerei verfolgen?" Er wandte sich wieder zum Freund. „Behalten wir uns lieb," sprach er weich. „Nicht wahr? Ich seh' Sie als Dichter in Weimar?!" Schillers krampfhafter Händedruck gab Antwort und Versprechen. Goethe schritt hastig, ohne sich umzusehen, ins dämmerige Schloß; hochmütig und steif passierte der Minister die präsentierenden Soldaten.

Schiller lief mit hängendem Kopfe heimwärts.

Ein Schimmerchen Zuversicht leuchtete jetzt in ihm, ein Schimmerchen! Dieses Fünkchen mußte bewahrt werden, geschützt vor der Zugluft der alles zerstörenden Verneinung seines überehrgeizigen Temperamentes, vor jedem fremden und eigenen Anhauch! Vielleicht wurde es Flamme? Schnell sank die Dämmerung.

„Sie gehen wieder an die freie Luft, Herr Hofrat?“ Gequält sah Schiller auf: grinsend stand Professor Schütz vor ihm.

„Nein! Zumindest: ich darf — bei der Abendluft nicht sprechen!“ Gezwungen und daher sehr mißglückt höflich, grüßte Schiller; was wollte der Tinten-Esel, der dumm genug war, sich als „Konkurrent“ zu fühlen? Schiller wandte sich schroff und lief mit langen Schritten dem schützenden Heime zu. Weg mit den Menschen! Sie konnten ihn nur stören! Er wollte dichten!

Er wollte Gedichte machen, heiße und spöttische Verse, wie's ihm der Augenblick eingab! Schon summte so was wie eine Melodie in ihm. „Guten Abend, liebster Hofrat! Wie geht's, wie steht's, was machen Frau und Kinderleins?“ Die Griesbach! Verzweifelt hielt Schiller den Mantelzipfel vor den Mund; er machte, wütend über die würdelose Verstellung, zu der man ihn zwang, entschuldigend, eine abwehrende und anklagende Bewegung, empor zum farblosen Abendhimmel;

die Krankheit gab ihm wieder einmal offenbare Hilfe! „Freilich,“ sagte streng die mißverstehende Griesbach, „sollten Sie jetzt schon im Zimmer sitzen, Sie leichtsinniges Mannsgebäude! Wenn Sie wieder bettlägerig werden, hat Ihre arme Frau neuerlich die Mühe und Aufregung mit Ihnen!“ Schiller schwenkte den Hut und verschwand um die Ecke, wodurch ein völlig unbeteiligter Schneider, der der Griesbach in den Weg geriet, zu einer längeren Ansprache kam, die den Schluß der Strafpredigt an Schiller enthielt.

Betroffen und ärgerlich blieb Schiller vor dem Hause stehen, in dem er wohnte: In seiner Giebelkammer brannte Licht! Jäh fiel ihm verärgernd ein: Dort wartete der Schlegel auf ihn! Diese zeittötende Redakteurerei ekelte ihn allgemach. Wenn nur das schon vorüber wäre! Schiller sah in der Straße den ehemaligen Kapuziner gemächlich näher wandeln, den er gerne sprach, weil er ihn über verschiedenes „Österreichisches“ ausholte, das er zum „Wallenstein“ brauchte. Wallenstein! Um Gottes Willen: Von dem wollte er jetzt nichts wissen! Nur jetzt nicht daran denken! Nichts durfte ihn jetzt daran erinnern! Schiller floh ins nachtdunkle Treppenhaus. Unschlüssig, jeden verräterischen Lärm ängstlich meidend, stieg er die Stufen hinan. Vor der Wohnungstür blieb er halten. Jetzt, da er an

einer Stelle stand, die er so oft schon hoffnungslos und an allem zweifelnd, betreten hatte, wenn er nutzlos, nach ungesegnetem Ringen, aus seinem Zimmer zu den Menschen niederschlich, um nicht toll zu werden, jetzt empfand er, mit brausendem Innenjubel, dankbar den neuen Keim des Glückes, den er in sich trug: Er brauchte die Familie heute nicht! Tiefbeglückt empfing er, wie einen Gruß aus ferner Jugendzeit, die Hoffnung, die Hingabe und neuerlich den Glauben, daß aus ihm Schönheit quellen konnte. Er fühlte, daß er neu erstand. Wieder besaß er den Mut, der sichere Lenker und Verkünder seines Blutrhytmusses sein zu wollen! Das dankte er wieder Goethe! Wieder? Ja! Nein! Sich dankte er's! Wer entwirrte das? Er schüttelte, schon wieder im Sturm, den Kopf. Seine Kinder schrien und lärmten hinter der Tür. Der Zorn über die Anmaßung des Alltags, der ihn unablässig und allüberall brutal zur Seite zu schieben versuchte, der die wertvollsten Gedanken zerstörte, nahm wieder die Herrschaft seines Inneren an sich: er schüttelte den Kopf und stieg langsam zu seinem Arbeitszimmer hinan. Vor der Tür, hinter der Schlegel wartend saß, hielt Schiller; er nagelte den Blick in die gestrichene Tür: dort hockte ein Literat, der sich über ihn stellte! Die kranke Lunge schuf Schmerz; spöttisch und weh lächelte Schiller. Er

wandte sich; er trat, die Zähne aufeinandergepreßt, fliehend, in das kleine Gelaß, dessen Notwendigkeit im Menschenheim ihm sonst als niederdrückendstes Symbol der menschlich-tierischen Gebundenheit erschien. Die arg zernagte Weihestimmung seiner Seele schirmend, zog er leise die Tür zu:

Hier fand der Poet, der Ästhet, der Künstler, Ruhe und Geborgensein vor dieser emsig anmaßlichen Welt! Er schloß die Augen und genoß die rückgekehrte innre Seligkeit nun endlich ganz. Langsam, nur soweit es die Freude nicht schmälerte, gab er ruckweise dem Denken nach: Wie lange war's doch, daß kein Gedicht aus ihm mehr stieg? Seit dem „Don Karlos"? Seit mehr als sieben Jahren! Seit sieben Jahren? Er zitterte! Wie bang und süß das war! Wie wunderbar! Nach finsterm Labyrinth, durch das die Not, der Ehrgeiz und die Sehnsucht nach Erkenntnis ihn getrieben, stand er nun endlich wieder vor dem Wundertor der Kunst. Nicht als ein Stürmer mehr, nicht als brutaler Dieb, als Priesterlehrling jetzt, der schaudervoll sich ängstigte, der Weihen, die das Kunstwerk forderte, nicht wert zu sein. Ihn durchdröhnte hoffende Seligkeit, neuentdeckte Göttlichkeit. Ihm schwindelte, und doch lächelte er. Schwer und schwerer zog sich der Atem; Schiller taumelte und hielt sich am Türstock: sein Körper-

wrack vertrug nicht mehr hohe Freudenwellen! Krampfhaft spannten sich die Rippen; die enge Brust flehte vergebens um Erweiterung. Schiller streckte die Fäuste und öffnete starkwillig die Augen: „Ruhe!“ befahl er sich. Die Gewöhnlichkeit der Umgebung schuf ihm Beruhigung, Gleichmaß: Der Atem kam. Schiller lächelte neuerlich, nun schön:

Dichten! Gedichte machen! Die Schläfen pochten, alle Nerven bebten, große Erwartungen wuchsen beängstigend ins Ungeheure. Los zum Flug! Die Welt lag unter ihm! Was dichtete er? Nein! Nein!! Er wollte jetzt nicht denken, das war Sakrileg, an sich, am Werk und an der Gnadenstimmung, die ihn liebkoste. Er wollte die feierliche Lösung seines Inneren genießen! Geistiger Höhenwind strich! . .

„Ich habe keine Lust,“ schrie mit verächtlicher Schärfe draußen auf dem Gang Schlegels Stimme, „hier meine teuere Zeit noch weiter zu verlieren! Wo ist der Hofrat?!“

Das Hausmädchen stotterte. „Er ist über die Stiege heraufgegangen!“ Dunkle Röte schoß in Schillers fernseliges Antlitz. „Ich warte noch zwei Minuten,“ sprach Schlegel hochmütig: Schiller sah ihn vor sich, trotzdem zwei zolldick Holz dazwischen war. „Geh Sie zur Hofrätin und richte Sie ihr das aus; man scheint in diesem Hause nicht recht

zu wissen, wer ich bin? Ich habe meine Zeit nicht gestohlen!" Des Hausmädchens Holzpantoffeln klapperten eilig und bestürzt die Stufen nieder; zwei Türen schlugen. Die Tür der Retirade ging auf: Schiller trat überlegen in den Gang und schritt gemessen seinem Zimmer zu.

„Guten Abend, Herr Schlegel," sprach er, mit großer Ruhe eintretend und Hut und Mantel ablegend, „Ihre Liebenswürdigkeit hat mich sicherlich schon bei Ihnen, als nur wegen wichtiger Gründe unpünktlich, entschuldigt? Ich verspätete mich mit Herrn von Goethe."

Der schlanke Schriftsteller verneigte sich so hastig, daß der untere Teil seines blassen Gesichtes mit den berechnend geschwungenen Koteletts in den blühweißen „Vatermördern" verschwand. „Ich war Punkt sieben Uhr hier!" sagte er und stellte die Nase des intelligenten Gesichtes überheblich vor; er zog die Uhr. „Punkt sieben!"

„Die Verspätung ist mir leid, und ich bitte nochmals um Entschuldigung! Wollen Sie freundlichst noch einen Augenblick lang ohne Gespräch vorlieb nehmen. Ich will bloß nachsehen, ob über meinen kranken Vater eine Nachricht eintraf." Mißmutig, aufs neue verletzt, neigte Schlegel den Kopf; die Überheblichkeit seines jungen Gesichtes wurde überscharf: Was waren das für neue schillerische Arronganzen? Wo blieb der übliche

Händedruck des „Horen"-Herausgebers? „Oh, will er mir so kommen?" Bei schmalen Lippen sah Schlegel zum Schreibtisch; allgemach hatte dieser gescheiterte Poeten-Hofrat denn doch zuviel feierliche Launen! Diese wandelnde Leiche war von einer anmaßlichen Überheblichkeit, die an das Groteske grenzte! Die Tür wurde aufgerissen, ängstlich und atemlos blickte Lotte Schiller herein. Sie lächelte geborgen, als sie ihren Gatten sah; wie eine Kleiderpuppe stand Schlegel, starr, unnahbar und grußlos.

„Herr Schlegel bedauert," sprach Schiller, vom Schreibtisch aufsehend, auf dem er hantierte, „dich unnötig bemüht zu haben." Schlegels Lippen wurden schmäler, die Falten seiner Stirn vertieften sich, die Augen wurden klein und hinterhältig. Er sagte mit erzwungener, steifer Verbeugung: „Guten Abend, Frau Hofrätin." Glücklich, weil nun wieder alles in Ordnung war, nickte Lotte Dank; leise und ehrfürchtig schloß sie die Tür hinter sich. Schiller hob den Kopf; unruhig witterte Schlegel: der „Horen"-Herausgeber sonderte ein Päckchen aus dem Papierwust der gelesenen Manuskripte; Schlegel wußte genau, wo die auf dem Schreibtisch lagen!

„Ich muß, Herr Schlegel . . ."

„Ja?" sagte dieser erwartungsvoll.

„. . . Ihnen Ihre Dante-Übersetzung zu-

rückgeben", sprach Schiller, aufgerichtet in die Mitte des Zimmers tretend. Schlegels magerer Hals schluckte, unruhig suchten die langen, bleichen Finger den blauen Rock entlang. „Ich kann nach meinem Gewissen nur Beiträge der Mission der ‚Horen' wert finden, die von einwandfreien Charakteren geschrieben werden; ich ersticke in anderer Luft!"

„Schulden haben Sie auch . . ."

„Lassen Sie mich, bitte, zu Ende reden! Ich halte, wenn ich von Ihrem Charakter rede, Ihre geistige Leistung ebenso in Ehren, wie ich Ihre Privatangelegenheiten beiseite lasse und das gleiche von Ihnen erbitte; ich muß mir bloß die Freude versagen, Ihre ausgezeichneten schriftstellerischen Artikel weiter zu publizieren, ganz einfach deswegen, weil ich mit Ihnen, ohne Schädigung meiner inneren Gesundheit, nicht verkehren kann."

„Ich bitte um eine Erklärung dieser beleidigenden Behandlungsweise!" Goethes Bildnis, das auf Schillers Schreibtisch stand, gab Schlegel die Beherrschung der Klugheit zurück: vielleicht hatte das „Gespenst" doch Einfluß auf Goethe! „Ich habe es wahrlich Ihnen gegenüber an Wertschätzung und Hochachtung nicht fehlen lassen, Herr Hofrat!"

„Zu viel Verehrung!" sprach Schiller sarkastisch.

„Was heißt das?“ Schlegels Antlitz wurde, ohne daß er's wußte, frech. „Bei Ihnen zuviel Verehrung?“ fragte er spöttisch.

„Wollen Sie Platz nehmen?“

„Ich stehe lieber in solch einem Hause!“

„Das ist mir aufrichtig leid, denn ich hätte mich, da ich sehr müde bin, gern gesetzt.“ Schlegels Blick stach; sein magerer Rücken krümmte sich katzenartig, als wollte er anspringen.

„Ich und mein Bruder verehren Sie, Herr Hofrat, tatsächlich,“ sprach er, sehr bang um die entschlüpfenden Honorare, „sind doch Ihre Theoretika, Tiecks Schaffen und Exzellenz von Goethes Romananfang unsere Vorbilder und der Beweis, daß die deutsche Literatur überhaupt eine Kunst zu sein vermag. Wir verehren Sie, Herr Hofrat, wirklich!“

„Sie verehren die ‚Horen‘-Honorare.“

„Herr Hofrat,“ sprach Schlegel mit all dem würdevollen Hochmut, der ihm zur Verfügung stand, „Ihr Benehmen ist taktlos und frivol.“ Schiller streckte sich:

„Ihr Herr Bruder hat die ‚Horen‘ und meine ‚ästhetischen Briefe‘, welch letztere meinen Namen in die Ewigkeit bringen werden (Schlegel grinste höhnisch und Schiller sah ihn fest an: er hatte das zur innern Befreiung sagen müssen!), böse hochfahrend und abkanzelnd rezensiert; das ist an

sich völlig gleichgültig. Dadurch aber, daß er diesen Angriff unter einem Decknamen unternahm und mir gleichzeitig einen Brief voller Elogen und Wörterverneigungen schreibt, um Mitarbeiter am „ersten deutschen Journal", wie er im Briefe die ‚Horen' nennt, zu werden, welches Ersuchen Sie unterstützten, dadurch wird die häßliche Journalisterei zur Schurkerei! Sie können diese meine Ansicht Ihrem Herrn Bruder übermitteln!"

„Ich soll also für das leiden, was vielleicht mein Bruder in jugendlicher Unbedachtsamkeit fehlte?"

„Sie beweisen Ihre Zugehörigkeit zur unehrenhaften Handlung Ihres Herrn Bruders, indem Sie seine Schurkerei ‚Unbedachtsamkeit' nennen, Herr Schlegel. Ich weiß, daß solche Falschheit unter Literaten das Alltägliche ist, aber ich muß bitten, nicht mit solchem Volke meliert zu werden! Es ist Ihnen übrigens auch nicht unbekannt, daß Ihr Herr Bruder bereits in Ihrem Namen zu Halle mit einem Verleger wegen der Herausgabe einer Zeitschrift wider die ‚Horen' verhandelt!" Schlegel biß sich auf die Lippe; langsam trat er zurück. „Ich finde den von Ihnen gewählten Titel ‚Athenäum' recht gut." Schiller lächelte überlegen, zu sehr über der allzu menschlichen Literatenlumperei stehend, um Zorn zu

empfinden. „Ich meine, Herr Schlegel, unsere Trennung kann in völliger Ruhe vor sich gehen. Warum sollten wir uns auch über Dinge aufregen, die doch im öffentlichen Leben jeden Tag vorkommen?“ Erbost stieß Schlegel die Faust in die Luft.

„Der Tratsch mordet einen zu Jena!“ Er sah, daß er dabei war, sich völlig zu verraten. „Ich schwöre,“ sagte er drum, „daß meine arme Herzensfreundin e h e l i c h mit mir verbunden ist!“ Schiller lächelte noch immer.

„Geehrter Herr Schlegel,“ sagte er, „ich bin weder ein Pfaffe, noch ein Dummkopf.“ Schlegel schielte:

„Sie meinen den Tratsch, daß zwischen meiner Frau und Professor Schelling etwas sei?“ fragte er unsicher. „Das hat Ihre Frau aufgebracht!“

„Herr Schlegel,“ sprach Schiller eisig, „es gehört zu Ihrer unvornehmen Kampfart, den anderen die eigenen kleinlichen Eigenschaften zuzuschreiben, um sie dann damit herabsetzen zu können; Sie werden jedoch begreifen, daß ich mir in meiner Sache diese Kampfweise energisch verbiete! Es mag Ihnen unglaublich erscheinen, aber mich lenken tatsächlich weder Tratsch noch Weibergehässigkeiten; es ist bloß, fassen Sie es so auf, ein Manko meinerseits, daß ich in meinem Hause nur mit Leuten zu tun haben will, die so denken wie sie sprechen.“

Schlegel lachte wegwerfend. „Es ist philiströser Tollsinn," sprach er arrogant, „daß Sie den Künstler in moralische Gesetze zwingen wollen. Der wahre Künstler erkennt — das macht ihn eben aus! — weder für sich noch für sein Werk irgendein Gesetz an! Ist doch auch jedes Leben eine Charade, ein Traum ohne Lösungen, Klarheiten und Gesetze . . ."

„Über diese Dinge werden stets verschiedene Meinungen in der Welt sein", brach Schiller ab. „Wenn ich Ihnen als Älterer raten darf, so lassen Sie sich, wenn Sie jemals ein Künstler von Wert werden wollen, nie mehr verleiten, Ihre Anständigkeit um materieller Vorteile willen zurückzusetzen; die Wurzel jeder Kunst ist und bleibt Wahrhaftigkeit!" Schlegel stopfte das Manuskript in die Rocktasche.

„Ich will bloß noch das eine wissen," sagte er drohend — „Ihr anderes Geschwätz interessiert mich nicht! —, haben Sie bedacht, daß die ‚Horen' meine Absenz bitter empfinden werden?"

„In dieser Hinsicht stimme ich mit Ihnen überein."

„Also!" sprach Schlegel schadenfroh, und seine Augen leuchteten auf, „dann verachten Sie mich als Mensch, dessen Artikel Sie aber drucken."

„Meine Anständigkeit steht mir höher als der Erfolg meiner Unternehmung."

„Sie sind ein Pharisäer," schrie Schlegel, wütend über das entschlüpfte Einbekenntnis seiner zu „genialen" Ehrenanschauung. Hart klangs aus Schiller:

„Wollen Sie mich verlassen!" Sie maßen sich für einen Augenblick; des Hofrats Augen waren plötzlich unerbittlich harte Leuchten geworden, die sich sonst nur in der Verschwiegenheit des Schaffens als heimliches Tempelfeuer entzündeten; die Stelle, auf der Schlegel gestanden hatte, war leer, als sei eine Motte verbrannt; heftig schlug die Tür zu.

Schillers Anspannung sank. Ihm zitterten die Beine, er hustete stoßweise; seine mageren Hände zuckten nervös. Ein Brechreiz quälte, ein Übelsein erfaßte ihn, das der Ekel schuf, so unwürdig, die karge Zeit vertun zu müssen, die ihm die Todeskrankheit gönnerhaft noch als Dasein schenkte. Wo war die Stimmung? Er lehnte sich an die Wand:

Verquält sah er durchs Zimmer; er musterte jeden Gegenstand. Lange! Der Schattenriß seiner Büste gab ihm Stolz und Willen; er wollte so sein, wie ihn der Freund ersehen hatte! Doch die Stimmung war weg! Alles brauste auf in ihm, er zwang sich zu einem verzeihenden Lächeln über sein ewiges und neuerliches Ungestüm. Das blieb schon sein Eigentum,

bis er verstarb! Er nickte vor sich hin und sah vertrauensvoll den ersten Stern im Fenstervierech leuchten, seine Augen grüßten ihn. Er sprach sich zu: die Stimmung kommt wieder! Ganz sicher! Wenn sie echt war! Und auch wenn sie nicht echt war, wenn sie wieder bloß umgesetzter Wille war! Auch dann mußte sie kommen! Dann bliebe sie besser weg! Sie mußte aber kommen! Er wollte dichten! Dichten wie der andere! Er blickte auf: schon wieder war die Wildheit Herr in ihm gewesen! Und der Vergleich! Pfui! Nachsichtig sah er an sich nieder; er mußte sich systematisch bändigen; er schritt zum Schreibtisch. Zuerst machte er jetzt einmal Ordnung im Zimmer; dann erst kam das heilige Mysterium des Gottesdiensts der Kunst. Ein Stimmchen in ihm sagte satanisch: „Du willst bloß Zeit gewinnen, du hast vor dem Mißlingen Angst!“ Trotzig richtete er sich auf: Gut, zugegeben: er hatte Angst! Drohend sah er um sich: Wen bekümmerte seine Angst? Er kramte, bei vorgestellter Unterlippe, in den Papieren. Dalbergs Aufsatz! Der mußte gedruckt werden; das Zeug war zwar dilettantisch — er sah auf: Mußte? Trotzdem es dilettantisch war? Schiller ließ, finsteren Blickes, die Hand sinken, als brennte das Papier. Mußte gedruckt werden, trotzdem es schlecht war? Schamröte stieg in sein Antlitz. Was

hatte er gerade vorhin dem Schlegel gesagt? Stand ihm seine Anständigkeit wirklich höher, als — er knirschte mit den Zähnen, als — anderes? Sein Herz begann schwer, vorwurfsvoll und anklägerisch zu pochen; eiskalt, rücksichtslos überlegte er kritisch sein Handeln, als stünde er außer sich. Er druckte Dalbergs Mist, weil er Geld von ihm bezog, weil ihn der Gute, Leichtbegeisterte, dem die Maßstäbe fehlten, begönnerte. Da lag's: Er war auch ein Schuft! Schweiß trat auf seine Stirn. Schmutz und Gemeinheit war alles! Alles! Auch er! Man konnte sich dagegen nicht wehren! Ruhe! Er wollte die Sache kühl und gerecht überlegen, ehe er urteilte. Also? Keinen Widerspruch!! Ruhe!! Weg mit der Heftigkeit! Also:

Er hatte einen kleinen Gehalt, Lotte von daheim einen kaum nennenswerten Zuschuß. Zwei Kinder waren da. Was er von Lotte erhielt, reichte mit dem andern, trotz aller Vornehmheit des Verlegers Cotta, nicht aus, so zu leben, wie er leben mußte! Er unterstützte die Eltern und Christophine. Dalberg sandte ihm alljährlich ein größeres Geldgeschenk, das ermöglichte ihm sein Dasein als Schwerkranker! Anders starb er bald! Wem war damit gedient? Dann hungerten die Seinen! Wenn er des eiteln Dalbergs minderwertige Manuskripte annahm, von dem einen, der wenig-

stens Geld gab, vom einzigen, aus dem bewundernden Haufen, der tätig für ihn eintrat, so erhielt er sich den Gönner, dadurch sich das Leben, dadurch die „Horen“, dadurch der Menschheit ein Unternehmen, das zu ihrer Führung und Hebung bestimmt war.

Er zuckte zusammen: War das nicht am Ende wieder Goethesche Sophisterei, die er da trieb? Wie kompliziert und heimtückisch verschlungen alles im Leben war! Jedes Ding hatte so viele Seiten, als es Betrachtungspunkte gab. Das war das Übel! Seit er das erkannt hatte, schwankte ihm alles. Und doch schuf das allein die Rettung aus der Dürre, aus der Versteinerung der Einseitigkeit! Das allein garantierte Entwicklung. Das allein gab dichterischen Stoff.

Er legte die Hand an die schmerzende Schläfe: das Leben, das ihm einst so einfach und geradlinig erschienen war, war jetzt ein unentwirrbares Mysterium geworden, in dem das Gute schlechte Wurzeln, das Häßliche gute Folgen hatte! Und umgekehrt! Umgekehrt auch! Starr wägend, trotz aller Einwände — wenn auch jetzt vielleicht nur im Widerspruch gegen Schlegel! — den unausreißbaren Glauben an die Vernunft und Gütigkeit dieser Weltordnung in sich tragend, sah Schiller zu dem Bündel ungelesener Korrekturfahnen, zu den drei Paketen, die ihm Lotte end-

lich gepackt hatte. Die Musenalmanache waren darinnen! Im nächstjährigen war schon sein Gedicht. Welches? Er stieß das Kinn vor: Das, das er dunkel in sich fühlte, das, was er schreiben wollte!

Was Körner für Augen machte, wenn er ihm wieder lyrisch entgegentrat? Schillers Hand zuckte froh; im Gedichte durfte er wieder subjektiv sein! Ja, ja! Dort schon! Ohne Verstellung! Herrlich war's, wieder mal selber zu sein! Mißtrauisch zog ihm ein jäher Einfall die Augenbrauen zusammen: Warum zögerte Körner so lange mit der Beantwortung des letzten Briefes? Hatte er was gegen ihn? War ihm der Wallenstein-Plan noch immer nicht recht? Wallenstein? Im „Wallenstein“ hieß es durchaus objektiv zu sein, unpersönlich — wie Goethe! . . . Goethe hatte es leicht! Der hatte, durch seine Universalität, eine unpersönliche Persönlichkeit. Er aber war eine einseitige, eine bornierte Persönlichkeit! „Ruhe!“ befahl sich Schiller neuerlich. „Weg mit dem schädigenden, lähmenden Vergleich!“ Weg damit! Mühsam suchte er sich zurück: Worüber hatte er doch nur Körner befragt? Ja! Ob er meinte, daß des Aristoteles Methode für den „Wallenstein“ paßte? Goethe hatte *seine* Methode, der brauchte nicht den Aristoteles! Weg auch mit diesem Gedanken! Ging der gar nicht zu

bannen? Mußte er ewig sich mit Goethe vergleichen? Das, was er sich da in seiner Verbitterung dachte, war richtig und falsch, falsch und richtig, die Tat entschied's erst! So einfach, wie sie das Hirn, im Augenblick, ersah, waren diese Themen nicht; der „Egmont" erwies das gleich! Er kam schon wieder ab! Warum nicht? Der „Egmont" war Goethe und brauchte, schien es, auch die Fehler Goethes, um ganz zu sein. Wo immer er auch schürfte, mit dem Schutt fielen die Mauern, die stehen bleiben sollten! Die Hand fuhr überlegend zum Kinn: wenn er den Egmont . . . „Guten Abend!" sprach dröhnend ein kleiner, derb untersetzter Mann, der sehr laut und unbekümmert eintrat. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie im zarten Nachsinnen störe! Ich brauche Geld!"

Schiller sah einen wuchtigen Kopf vor sich, mit schwarzen Haaren, großen, blitzenden Brillen-Augen und einer trotzigen Hakennase, deren herrischen Besitzer er, nun einer störenden Auseinandersetzung gewiß, schmerzlich als Professor Fichte erkannte. Warum hatte er auch vergessen, seine Tür abzusperren?! Schiller runzelte die Stirn. „Der Mitarbeiter Fichte", sprach der Störenfried mächtig, „bittet, Herr Herausgeber, um einen Louisdor Vorschuß," die dunkeln Augen flackerten kampfbereit, „ich hab' wieder nichts zu fressen, dazu haben mir die verkanaillierten Stu-

denten neuerlich die Fenster eingeschmissen, die mir der Glasermeister, ohne gezeigten Mammon, nicht will einschneiden lassen."

„Warum das?" fragte Schiller leise, von des andern heftiger Art abgestoßen, noch immer im Denklabyrinth von vorhin gefangen.

„Weil in Deutschland die wichtigsten Leute am schlechtesten honoriert werden!"

Schiller runzelte die Stirn. „Ich meinte," sagte er unwilliger, als er eigentlich war, „warum Ihnen die Studenten schon wieder die Fenster einwarfen?"

„Es ist das die fehlgeleitete Kraft der heutigen deutschen Nation!" Fichte ballte die Faust. „Es geschieht uns recht! Es muß noch viel ärger kommen!"

„Sie sprachen wieder gegen die Studenten-Orden?" fragte Schiller, mit müder Hand den Schreibtischschlüssel aus dem Schlüsselbunde heraussuchend, um den verlangten Vorschuß zu geben. „Warum tun Sie das?" Schiller zog die Lade auf.

„Sie fragen gerade so dumm wie die andern Kollegen!" Fichte schrie: „Ich werde so lange gegen die Orden auftreten, bis mich die Kerls erschlagen haben oder vernünftig geworden sind, oder," er lachte wegwerfend, „bis mich der gnädige, seelisch zu dick werdende Herzog konfisziert." Er schoß einen Wutblick auf Schiller. „Ich bin

nämlich, hochgeehrter und zartfühlender Herr Hofrat, der in Ihren Augen wahrscheinlich irrsinnigen und derben Meinung, daß es besser wäre, wenn die jungen Kerls, statt des Raufens untereinander — gestern ist wieder in Ziegenhain ein lieber, starker Bursche am Platze geblieben! — endlich dem Hause Österreich eins versetzten! Ehe das nicht der Teufel holt, wird's nicht besser!"

„Was heißt das?" sagte Schiller, müde und verstimmt, das verlangte Geld aus der Lade nehmend, in der er Cottas Depot verwahrte, „ohne das Haus Österreich wären die Franzosen wahrscheinlich schon in Jena."

„Und?" fragte Fichte, „wäre das weiter viel Schaden, Herr Ästhet, wenn wir endlich gezwungen wären, Männer zu sein? Heh, warum ziehen sich die Reichsheere gerade an die Donau und nach Tirol zurück, warum schützen sie denn nicht vernunftgemäß Schwaben und Thüringen?" Fichte schrie die Antwort: „Weil der deutsche Kaisertitel ein Mäntelchen ist, hinter dem sich der egoistische Großgrundbesitzer Österreichs verbirgt! Den Habsburgern ist das Reich stets nur eine Milchkuh gewesen!" Sehr von oben fragte Schiller:

„Sie interessieren sich wirklich für Politik?" Drohend funkelten Fichtes Augen:

„Sie sind natürlich für stillere Bezirke! Ja!" schrie Fichte mit dem Kopfe abwärts hauend,

„Ich bin der rohen, plebejischen, unzeitgemäßen und geschmacklosen Ansicht, daß dies alles," heftig schlug er auf seine mächtige Stirn, „was wir da drinnen ausbrüteten, nur dann überhaupt Sinn hat, wenn wir's auch in die praktische Tat umzusetzen vermögen. Ihre ‚Horen' sind Unsinn!"

Abweisend trat Schiller zurück; des Heftigen Speichel hatte seine Hand getroffen; er zog sie, mit Haltung, auf seinem Rock trocken und sagte stolz: „Ein Kunstwerk ist, in Ihren Augen, keine Tat?"

„Wo sind denn die Kunstwerke in den ‚Horen'?" Schiller wurde bleicher, als er sonst war. „Das bißchen Goethe-Abfall? Damit werden Sie schwerlich eine Schlacht gegen die Franzosen gewinnen!"

„Der Geist gewinnt die größten Schlachten, Herr Fichte!"

„Wenn er starke Arme hat, die zuhauen und stechen!" Leidenschaftlich hob Fichte, wie zum Schwur, die Hände: „Solange ich schnaufen kann," sprach er stark, „werde ich drum unsre Jugend davon zurückzuhalten suchen, sich zwecklos gegenseitig umzubringen; ihr Leben gehört dem bedrohten Vaterlande, nicht ihr!" Fichte nahm achtlos das Geld, das ihm Schiller taktvoll-unmerklich auf der Schreibtischplatte entgegenschob; er ließ es klirrend in die Tasche fallen. „Wir

sind, durch unsere Sau-Regierung, vorerst verdammt," sagte er grimmig „zuzusehen, wie das Vaterland zerfällt. Wie ein Orkan müßte man durchs schlafende Land zu brausen und zu brüllen vermögen, damit sie einen nur hörten!" Heftig knöpfte er den Rock zu. „Sie sind auf dem Holzweg!"

„Was Sie mit roher Gewalt und mit Blut erringen wollen, das suche ich rein-menschlich im Geiste der Nation zu erreichen!" Wütend beugte sich Fichte vor:

„Das geht aber nicht!" schrie er. „Das ist unmöglich! Die Abstrakt-Philosophie, die ich bisher trieb, ist Unsinn; alles Blödsinn und Unsinn; man muß Brot schaffen, statt uneßbaren geistigen Himmelskuchen! Seien Sie nicht beleidigt! Glauben Sie, ich war weniger dumm? Ich habe auch zuerst geglaubt, die Franzosen seien Freiheitsbringer, man könnte sich drum mit ihnen geistig zur Brüderschaft einstellen — Diebe, Gauner, Räuber — Eroberer nennts die Historia! — sind sie! Pfui!" Er spie aus und wandte sich. „Erziehen Sie die Franzosen zur Ästhetik, wenn sie hier alles kurz und klein hauen werden, ich geh' essen, damit mir die Muskeln zum Totschlagen wachsen! Es kommt dazu!" Schillers Hand hielt den heftigen Propheten mit plötzlicher Angst zurück:

„Sie wissen neue Nachrichten vom Rhein?"

„Mainz ist geplündert; die Armee marschiert auf Stuttgart!" Jäh stand nun der Schreck in Schillers erregtem Antlitz: Seine Eltern in Gefahr!

„Nicht wahr?" fragte Fichte mit höhnischer Genugtuung nickend. „Wenn man die schäbige Politik am eigenen Fleische spürt, so rückt das Interesse für sie doch etwas näher? Fragen Sie diese Jenenser Spießbürger," schrie er, neuerlich heilig erbost, die Hand gegen das Fenster gereckt, „fragen Sie diese Bieridioten, ob sie nicht zufrieden und glücklich sind, daß wir uns, ehrlos, noch immer diesen schmachvollen Frieden erhalten, dieweilen schon der Räuber den Bruder nebenan frißt!" Er hob die Hände. „Friede, Friede! Du lieber Gott, als wäre das Blut mehr wert als die Ehre. Was hat so ein Friede für Wert, wie wir ihn haben?" Glühend sah er Schiller an. „Die Zeit kommt, die die Herzen prüft; schon ist Aufruhr in Polen." Er stockte, sah Schillers widersprechenden Blick und verneigte sich spöttisch. „Verzeihen Sie gütigst, daß ich Ihre weltbeglückenden Ideen so derb, für einen Augenblick, entzweischnitt! Mir ist eben Politik ein Bild der Philosophie, Seelenkunde im Großen! Guten Abend!" Heftig rannte Fichte im Abgehen mit

dem Ellenbogen an den Türpfosten; die Tür blieb offen.

Langsam, mißbilligend, schloß sie Schiller; er drehte zweimal den Schlüssel. Sein Hirn war sorgenumstürmt, in allem wankend. „Weltbeglük-kende Ideen“, die wollte er ja gar nimmer haben; Kunst, Kunst wollte er! Politik ist Seelenkunde? Von dieser „Seelenkunde“ hatte er, seit dem Königsmorde zu Paris, genug! Ach ja!

Wehmütig sann er eine Weile vor sich hin. Noch niemals in seinem Leben war er so schnell völlig haltlos, so blind im Geschehen gewesen, wie jetzt. Er hatte das alte Land leichtsinnig verlassen, in dem er ein selbstgefälliger Herrscher sein konnte; verlassen aus freien Stücken, um das fremde Land der Erfüllung zu suchen, das ihm die Himmelssehnsucht prophezeite. Dieses Land zeigte sich nicht! Heimatlos stand er im Finstern. War das das Land der Seele? Wuchs echte Dichtung aus solch völliger Entscheidungslosigkeit? Aus bitterm Dunkel, das den Schrei um Rettung schrie, das sich das Bild der Phantasie vorgaukelte in Helligkeit, um nicht zu schluchzen? Er starrte, seltsam losgelöst von sich, zur Kerzenflamme, die ihn zurück ins nächste Sein geleitete:

Fichte war ein ungebärdiges Temperament, überreizt und aufgeregt. Und doch: er hatte recht: das Reden half nichts. Nur das Tun!

Das Handeln! Wie handeln? Führen! Womit? Wodurch? Durchs Kunstwerk! Es gab nur diese Lösung! Bessern! Gedichte machen, in die Seelen greifen mit dem Werke, das rein aus höchstem Menschenfühlen quoll! Das Kunstwerk hob und führte, jawohl: es hob und führte, wenn es mit heißen Zungen redete, mit glühenden Armen in die Herzen der Menschheit griff. Schillers Hand bebte guter Ernte entgegen: Flammen waren in ihm; Goethes beruhigendes Antlitz erschien ihm mahnend; mit starker Hand verlöschte er die Flammen. Er schüttelte den Kopf; die Kunst war rein und hoch; hoch über Tagesfeuern. Sie war nicht idealer Schwung, nicht Schrei, noch Phrase, Weltgestaltung war Kunst, harmonisch wie das All, in sich beruhend, und doch: Lava und Stürme konnte sie entfesseln! Er stützte trüb den Kopf in die Hand: Das konnte er nicht, wenn er nicht feurig war! War er nur feurig, konnte er keine Kunst! Wie sagte Humboldt? Humboldt? Sagte der's? Ja, Humboldt! Als sie vom „Egmont" sprachen. Was sagte der? Langsam griff Schiller sich Goethes Werk vom Bücherkasten und las: in der Erinnerung kam sicherlich Humboldts Ratschlag zurück in das Gedächtnis.

Brütend sah er auf: „Der Egmont" mußte seinem Schicksal trotzen, jedoch aus anderm

Grund, als Goethe dachte! Das Weib und seine Kinder banden den Helden an die Scholle! Allerdings! Schiller preßte, die Absicht, die ihn zum „Egmont“ führte, voll vergessend, die Zähne aufeinander: Dann fiel die wunderschöne Szene mit dem Klärchen weg! Und die Erscheinung? Die war auch nicht zu halten! Schiller seufzte. „Herrgott!!“ Und der Traum? Der mußte aus dem „Egmont“ weg! Der Traum zum Bühnenbild erhoben, war ein Behelf, den er nicht litt. Die Szenen auf dem Schießplatz und in der Straße zog er zusammen! Gab's überhaupt so was wie Klärungen des Selbst durch Träume? Goethe sprach: ja. Schillers Mund ward schmal: es gab Geheimnisland, sonst wär's Unsinn auch, daß sein „Wallenstein“ den Sternen glaubte! Es gab's! Er hatte damals auch von ihrem Tod geträumt, als seiner Frau die Schwägerin im Wochenbett verstarb: Damals stand ihm, im Schlaf — die Jugendliebe, Lotte von Wolzogen, zum Greifen klar vor Augen! Er hatte Jahre ihrer nicht gedacht! Schiller starrte zum Spinett, das ihm Streicher aus Wien gesandt hatte: klangs nicht von selbst? Die Regentin mußte weg! Und der Traum? Das tilgen, hieß das Beste tilgen! Die höchste Kunst war objektiv! Sein „Wallenstein“ gelang ihm erst, wenn er so wurde, daß ihn kein Mensch als Autor suchte! Wie stimmte das? Nicht denken!

Fühlen! Fühlen!! Weg mit dem „Wallenstein“! Weg mit dem „Egmont“! G e d i c h t e !!

Er sah des Vaters Silhouette: Wie sollte er den Eltern helfen, wie sie vorm Feinde retten? Geld und Bücher konnte er schicken, das war alles, was er tun konnte! War das etwas? Schreiben! Die Hand fuhr nach dem Kiel; sie sollten hierher kommen, hier war noch Sicherheit; sie mußten fliehen, gleich schrieb er ihnen das! Essen? Das Essen würde sich schon finden; tüchtig und sparsam war die Lotte ja! Wenn Fichte richtig sah, wenns so die Völker zu dem Morden drängte, so war das Kunstwerk, das die Menschenhäßlichkeiten tilgte, nicht schnell genug zu schaffen! Ja! Wie sagte Goethe? „Ein Gefühlchen; das nebensächlichste auch kann es sein.“ Schiller sah zum Fenster und hörte den Wind.

Der Wind? Das Feuer, das der zur Flamme trieb? Das Vaterland? Das alles war zu weit, das war nicht i n ihm, das brauchte doch das Denken wieder, damit sich's in ihn senkte. Gefühlchen, ein Gefühlchen! Heut mittag, als die Lotte das Kindchen trinken ließ; sie saß auf dem Bettrand und glaubte sich allein: Liebevoll hielt sie den braunen, schmalen Kopf gesenkt, durch den mit schlichter Sachlichkeit der Scheitel lief. Jede Linie liebende Sorgfalt, Grazie und Schönheit! War das zu fassen? Wie sie zur Höhe blickte und ihn und Hum-

boldt sah, wie sie erschrak, zum offenen Hemde züchtig fuhr und innehielt, das Kindlein nicht zu stören? Wie sich ihr Mädchen-Antlitz immer röter färbte, wie sie den sammetweichen Blick verträumter Mutteraugen mit langen Wimpern zu dem Kinde senkte, ergeben, hoheitsvoll, bestimmt. Er nahm die Feder.

„Lieber," klang Lottes gute Stimme vor der Tür, „komm doch zum Nachtmahl!" Qual stöhnte auf in Schiller; sie trat ihm alles, alles nieder! Er drehte entschlußlos, um nicht zu häßlich zur treuen Kameradin zu sein, übersatt der Komödie dieses Lebens, den Kopf hin und her, ehe er Antwort gab. Es bedrückte ihn, daß sie so nahe, hinter der Tür wartend, stand. Zorn, Angst und Scham rangen in ihm. Sie würde ihn gleich wieder ansprechen! Nein: Sicher stand sie ergeben. Sie war ja immer so ergeben! War er zu streng? War er streng? Das schmerzte! Unwillig, doch möglichst mild rief er: „Nein!" Gehorsam ging sie. Er erhob sich; jetzt war die Stimmung hin! Jetzt war er fertig. Ihm war zum Weinen! Mut! Überwinde! „Männlichkeit!" sprach er zu sich.

Schiller riß die Laden seiner Kommode auf, bis er Baumwolle fand; er verstopfte sich hastig die Ohren und lächelte traurig und bitter über die kindische Wildheit seines Antlitzes, die er im Spiegel dabei sah. Die Stille senkte ihm Be-

ruhigung ein; nun war das Leben endlich tot für ihn. Die entwürdigende Handbewegung kam ihm in den Sinn, mit der er sich die Ohren verstopft hatte. Sie ließ nimmer ab von ihm. War das nicht komisch, daß er das Leben floh, um es zu formen? Er grübelte: War nicht sein ganzes Tun und Wollen komisch? Wer zwang ihn denn, zu leiden, zum Weltverbesserungswillen? Er schüttelte den Kopf: Den hatte er ja immer, der war jetzt endlich weg aus ihm. Dann war's betrügerisch, daß er die „Horen" führte, daß er drin anders schrieb, als er im Kerne seines Wesens dachte? Ach ja! Das war schon so! Was hieß denn komisch, lächerlich? Doch das, was jenseits jeder Tragik war? Und was hieß tragisch? Was jenseits jedes Lächerlichen stand. War nicht im Grunde selbst die schwerste der Tragödien — lächerlich, komödienhaft? Jawohl! Es war doch lächerlich, daß dieses Menschlein, stets und wieder, gegen des überstarken Schicksals Macht zu streiten sich vermaß? Er wußte klar, durch die Vernunft, daß ihn das Schicksal unfehlbar zerbrechen und besiegen mußte und dennoch trat er stets, vermessen und in Blindheit, zu dem Kampfe an. Auch hier zwei Gegnerschaften, die sich als tot erst einten; das heißt: der Mensch war tot, das Schicksal lebte ewig! Die Augen leuchteten: tragische Ironie, das war's, was in dem Werk nicht fehlen durfte! Besaß er

die, dann war der „Wallenstein“ — gelungen! Wenn der sich heftiger ins Schicksal blind verstrickte, je wilder und je hoffnungsreicher er es fliehen wollte — dann konnt das Werk gelingen! Der Mensch entkam nicht! Entlief er seinem Schicksal, so rannte er ihm schneller vor die Brust. Er strich erschauernd sich die Haare glatt und blickte wägend auf. Wie schön's doch war, in stillen Tiefen der Gedankenwelt zu schürfen! Das S c h ö n s t e war's im Sein! Jedoch die Welt, die störte! War die Gedankenwelt vom Leben so getrennt? Er floh den Alltag, ja, jedoch: vielleicht war's auch im Leben Ironie, daß er, der ihm entfliehen wollte, dabei erst recht den Alltag fühlte und ihn so erst zum Quälgeist sich erschuf? Wäre das möglich? Wenn er nicht floh, den Alltag nicht als Feind empfand, vielleicht war der sodann sein Feind nicht mehr? Er nahm die Watte aus den Ohren, bedächtig, langsam, und war der Ironie des Daseins und im besonderen: des Lächerlichen jeder Dichterschaft hiernieden voll bewußt. Es schlug elf Uhr. So spät? Es galt zu handeln. Er nahm den Kiel, ohne zu denken, schrieb er:

„Ehret die Frauen, die Mütter der Saat . . .“ Das war nichts; unwillig riß er einen dicken Strich über die Zeile. Sein sehnsüchtig schweifender Blick suchte, wie ein kreisendes Seil aus sinkendem Schiff den sichernden Pflock, wieder des

schwererkrankten Vaters Silhouette. Erst schrieb er jetzt nach Hause, beruhigte die und sich! Dann erst lag freie Bahn vor ihm; die Nacht war lang und tief. Schiller kramte sich Papier zur Hand; er zögerte: das mit dem Traume Egmonts ging doch nicht! Nein, nein, das ging doch nicht! Weg mit den Grübeleien; er wollte seiner Eltern nun gedenken! Sie sollten gleich, mit schnellster Post, solange die noch sicher war, nach Jena kommen; sie störten zwar den „Wallenstein“ im Werden; er hatte allzuviel zu tun, dort lagen Briefe über Briefe, die mußte er gleich morgen schnell erledigen; vor allen den des Redakteurs, der sonst den „Horen“ schadete, aus Rachsucht seiner Skribifax-Natur, weil er der Frau des Redakteurs, sie meinte eine Dichterin zu sein, das letzte Buch, wie sie und er gewünscht, nicht „gut besprach“. Wie stieg aus diesem Ekel Kunst? Wie sollte er da sich, wie sein Gedicht entfalten? Es mußte, m u ß t e werden! Gleichgültig was! Er wollte wieder etwas vor sich sehen, das von ihm war, zur Gänze, das selbstgeschöpft! Den Egmont? Unsinn! Ruhe! Erst schrieb er jetzt nach Hause; die Nacht war lang; dann mußt's gelingen: der Wille ist des Menschen Wesenheit! Schiller saß; er schrieb. Die Seinen schliefen. Um angsterfüllt, nur wenig Stunden später, aufzufahren:

Erst meinte Lotte, daß es nur ein Traum. Die

Tür flog lärmend auf, ein großer Mann stand drohend in der hellen Öffnung ihres Schlafgemachs. Sie schrie und wurde klar, daß sie das Bild im Wachen sähe; flatternde Finger schlugen hilflos Licht. „Du bist es, Schiller?“ sprach sie bleich, zu Tod erschrocken und preßte ihre Hand aufs Herz. „Ist dir nicht gut?“ Ein Kind war aufgewacht und weinte. Betroffen stand Schiller; er kam zu sich, mit gefurchter Stirn.

„Ach so, ihr schlaft?“ sprach er verächtlich, die Umklammerung des wahnwitzigen Dichterwillens nicht zur Gänze abwerfend, der ihn, wie er fühlte, allein erretten konnte. „Ihr habt recht, schlaft nur; es gibt ja sonst nichts anderes zu tun auf dieser Erde!“ Kurz, gehässig und abgerissen, lachte er. „Schlaft!“ Zornig wandte er sich zum Gehen und blieb in der Tür halten, unschlüssig und hilflos ärgerlich, von einer Liebestat abzuhängen, die auszusprechen er zu stolz war. Lotte beruhigte das Kind und sah auf der Uhr, die auf dem Nachtkästchen lag, daß es drei wäre.

„Brauchst du etwas? Darf ich dir helfen?“

„Nein, nein,“ sagte er beleidigt, verlegen, „ich wollte dich bloß bitten,“ sprach er milder, „mir ein wenig Musik zu machen.“ Heftig hob er die abwehrende Hand, als er beglückt sah, daß sie Anstalten traf, sich vom Bett zu erheben. „Schlaf ruhig weiter; ihr habt ja nur zu recht damit! Zu recht!

Ich brauch' dich nicht!" Höhnisch, nicht mehr Herr seiner auseinanderstrebenden Nerven, wandte er sich nun endgültig; er sagte noch beleidigend und ironisch, die Worte über die hochmütig aufgezogene Schulter werfend: „Verzeih, verzeihe vielmals!" Mit auf die Brust gepreßtem Kopfe verschwand er.

Laut und zornig, rücksichtslos gegen die andern schlafenden Insassen des Hauses, stieg er die nächtig stillen Holzstufen hinan. Grimmig nickte er vor sich hin: Sie schliefen, ja, sie schliefen! Sie taten nichts bei Tag; sie konnten vom Nichtstun doch nicht müde sein? Jedoch: sie schliefen! Schliefen, tief erschöpft! Die wollten weiterkommen, die sollten höherklimmen? Pfui! Wenn er diese Welt nur endlich nicht mehr sähe! Er trat, des Herzens Schlag wie Hammerschläge in sich fühlend, in sein Zimmer.

Sein Schreiten zog im Raume hin und her, zwecklos, hoffnungslos. Gelang's ihm heute nimmer, gelang's nie mehr! War das nicht Einbildung? Und wenn! Aus solchen „Einbildungen" besteht die Kunst! Stoffe hat er jetzt genug herausgestemmt: den mit dem Handschuh im Löwenzwinger, den ewig alten Plan mit der Glocke, den mit dem Habsburger und der Freundesbürgschaft — zuviel, zuviel! Das waren nur die rohen Stücke, aus denen Gottesstimmung erst die Verse

schuf! Er krümmte sich zusammen, im Kreisen der Geburt der neuen Künstlerschaft. Voll Schmerz und Weh, das, was er in sich trug, nicht losgelöst von sich, als ganzes Selbst, zu sehen. Ein Funke frohen Ahnens schlug durch ihn: Musik erklang, Gefühlgestreichel: Lotte saß vorm Klavier.

Er wollte zu ihr stürzen, er wollte heiß ihr danken; sie war so bleich! Wie lieb, wie verzeihend die müden, bangen Augen waren! Wie gut sie war! Er hielt an sich, dazu war jetzt nicht Zeit! Er brauchte ihre Töne, die nicht stocken durften; er schloß die Augen. Die Unterlippe schob sich vor. Es rauschte — es eilte auf und nieder — wie Felsgewässer — das aus fremder Ferne kam und nun ins breite Land sich goß — beseligt und bestillt — gehoben. Schauder ließen ihn zittern, glitten über ihn: eine freie, traurige Stimme sang, sang ein altes Lied, voll Einfachheit und Liebe. Jedes Glied zitterte; die Betrachtung des Denkens wollte vordrängen; er rang sie nieder; *fühlen*, *fühlen*! Ein Krampf durchlief ihn, Tränen standen in seinen Augen, die starr und offen sich in die andre Welt hinüberzwangen, hinüberglitten, die endlich heimwärts, zurück zur Kunst, sich fanden. Noch waren es nicht Worte, die sich lebendig schufen, die sich zu ungedachtem Sinn schon aneinanderstellten; doch Fühlen floß schon mächtig durch die Adern, schon stürzte sich



die Seele froherkennend an ihrer endlich wieder aufgefundnen Mutter Brust. Das Kind, nach langer Trennung! Lotte sang, das streichelte, schmeichelte, Heimat war der Sang, uralte Menschenheimat, immer schneller fließend, Rhythmus, Jugendrückkehr, Befreiung, Unschuld, Seelenlächeln, Jubel, Paradies und Glück: die Dichtung. Schiller sprach dankbar, sicher, Lottes Gesang verklang:

„Wie nach dem hoffnungsvollen Sehnen,
Nach langer Trennung bittrem Schmerz
Ein Kind mit heißen Freudentränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück."

Zwei triumphierende Blitze schossen aus Schillers Augen zur ergebenen Frau. Ein unartikulierter Jubellaut brach wild aus der stolzen, aus der befreiten Brust. „Der Zapfen ist eingestoßen!" sprach er keuchend, „hab Dank!"

Sie sprang jubelnd auf, barg ihren Kopf an seiner Brust und streichelte, hingegeben, seine starke Hand, die fleischlos, nur aus Knochen bestand. Voll tiefer Rührung, zu der der endlich Entspannte für einen kurzen Augenblick kam,

sah er das zarte Antlitz, das glücklich zu ihm aufspähte. Häßliche, allzu frühe Falten zeigte die junge Frauenstirn. Ehrfürchtig und abbittend berührten sie seine Lippen; er lächelte. Das schuf ihr neues Glück. Doch ihr Lächeln, das ihm seine Entspannung im Spiegel ihrer Seele zeigte und ihn dadurch zum Richter wider sich aufrief, ob er das Recht zu solchen „Schwächen" jetzt schon hätte, mahnte ihn heftig an seine Arbeit. Er ließ die Arme sinken, trat, mit schmerzlichem Antlitz, weg vom Weib und schritt zum Tisch. Er schrieb.

Mitten im hastigen Niederlegen der Zeilen sagte er, nebenbei: „Geh schlafen, ich brauch dich nimmer!" Sie stand einen Augenblick unentschlossen; traurig, als hätte sie andres erwartet; sie sah sein mageres, abgemartertes Antlitz; er fühlte ihr Denken. Nervös setzte er im Schreiben, ohne aufzusehen, hinzu: „Ich muß das vollenden . . ." er schrieb hastig; „und dann," die Stirn wies, derweil die Hand emsig schrieb, auf das Papier. „Das ist ein Schülerstück . . ." er schrieb, „jedoch: den Zapfen stieß ich ein!" Er stockte, die Hände stützten sich auf die Armlehnen des Sessels, der Leib lag, wie von einer plötzlichen Helle geblendet, starr zurückgeworfen auf der Rücklehne; er hatte, im Fluge, der griechischen Tragödie gedacht — ein Bild stand plötzlich vor ihm, aus fernster Vergangenheit, die Erinnerung eines

früheren Lebens vielleicht: drohend, finster, wie ein Strich, zog in dem blauen Griechenhimmel ein Kranichschwarm; darunter Menschen, die Arena, Pinien, Getümmel, die verratnen Mörder. „Ergreift ihn, der das Wort gesprochen, und ihn, an den's gerichtet war." Bild stand an Bild; Schiller übte die Waffen zur „Wallenstein"-Schlacht.

* *

Abwehrend hob Schiller, der tiefgebeugt vor der Schreibkommode saß, die Linke; er hörte, daß jemand in seine Stube trat. Ehrerbietig gehorchend sank Humboldt auf den geflochtenen Sessel neben der Tür; sein Herz schlug aufgeregt, als er des Großen, Verehrten, hingegebene Arbeitshaltung sah. Humboldt faltete die Hände: Das Gedicht gestern war wieder vollendet gewesen. Fast ängstlich umfuhr sein Blick, abergläubisch scheu, Schillers großlinige, harte Kontur. Bloß: im vierten und fünften Vers, da war ein Bild im Pentameter angefangen! Schiller rückte den Sessel; Humboldt erhob sich rasch.

„Willkommen!" sprach Schiller, sich wendend, mit hellem Antlitz, als er Humboldt erkannte; er drückte warm des treu Verehrenden Hand, „haben Sie Dank für Ihre Pünktlichkeit; ich brauche Sie nötig!" Er sah zum Schreibtisch. „Ich schrieb

bloß den Brief an Goethe zu Ende; er ist durch Ihre gestrige Kritik sehr nötig geworden; ich bin neugierig, wem er von uns recht geben wird."

„Es hat sich bei mir noch eine Kleinigkeit von Bedenken herausgebildet," sprach Humboldt vorsichtig, mutig und bescheiden, mit all der Kraft seiner wahrhaftigen Natur den Schein bekämpfend, daß er etwa Schiller leichtfertig zustimmen oder opponieren wollte. „Wenn es Ihnen wert dünkt, vielleicht wollen Sie gelegentlich nachdenken, ob es nicht doch gegen den Sinn des Silbenmaßes sündigen heißt, wenn etwas Neues, ich meine, im Gedicht neu Erscheinendes, im Pentameter anfängt, der doch organisch hinter den Hexameter gehört. Ich glaube, es kommt so was im gestrigen Gedichte vor! Die griechische Überlieferung ist auf meiner Seite; jedoch wir leben heute, vielleicht ist mein Bedenken eine Engherzigkeit; ich will bloß meine Kritikerpflicht erfüllen!"

„Ich werde mir Ihren Einwand auf jeden Fall überlegen! Jetzt müssen Sie mir aber in etwas viel Wichtigerem raten! Sie sind mir nicht böse, daß ich Sie, so sans façon, zu mir herüberholen ließ?"

„Sie wissen doch, daß ich es als die größte Ehre ansehe, von Ihnen gebraucht zu werden."

„Sagen Sie mir," sprach Schiller streng, „ge-

4*

hört mein dichterisches Vermögen der dramatischen oder der epischen Poesie zu?" Humboldt lächelte.

„Woher auf einmal der Zweifel?" fragte er.

„Ich muß klar werden, ob ich dem ‚Wallenstein' gewachsen bin. Schließlich, wenn ich kein Dramatiker bin, kann ich Geschichten schreiben und Gedichte machen; die letzte Seligkeit ist mir der ‚Wallenstein' nicht." Schillers Antlitz zeigte die heilige Lüge!

„Die Frage überrascht mich," sprach Humboldt, seine Kämpfer im Hirn strategisch ordnend, „ich muß für jeden Fall bitten, meine sehr schwere Arbeit mehr dem Instinkt nach tun zu dürfen, als nach dem Urteil! Ich soll doch sogleich antworten?"

„Freilich!" Schiller stand hochaufgerichtet; er musterte herausfordernd den Freund. Erregt schritt Humboldt, den Kopf gesenkt, durchs Zimmer; er hob den Kopf: Voll sah er Schiller ins Antlitz:

„Ihr Geist liebt es," sprach Humboldt, „im Verwirrten das Gesetz zu finden, um es dann wieder, in scheinbarer Verwirrung, zu verbergen. Also zeigt Ihr Geist eigentlich einen stärkeren Anteil an Ihrer Produktion, als man für gewöhnlich der Poesie zuträglich hält." Er stockte, überlegte, sprach weiter: „Sie bieten also mehr Tiefe als Fläche, manchmal verschwindet dadurch die

Farbe der Natur; die Stärke der Idee ist stets vorherrschend. Ja!“ Die Rede wurde eisern bestimmt: „Es ist fraglos die Darstellung einer Idee, wenn man das Verhältnis des Menschen zum Schicksal bewußt aufzeigt. Diese Darstellung scheint mir, nach den Goethischen Auseinandersetzungen von neulich, ziemlich sicher das Wesen der dramatischen Poesie auszumachen. Schiller! Wenn Sie den Gegenstand glücklich wählen, wie im ‚Wallenstein‘, auf diesem Gebiete erreicht Sie keiner!“

Schiller wandte unwillig den Kopf. „Was gibt's?“ Raschelnd wurden von außen durch die Türspalte zwei Briefe durchgeschoben.

„Die Post“, sprach Humboldt und bückte sich, „da haben Sie!“

„Danke!“ Bei ärgerlichem Blick, ob der Störung, riß Schiller die Umschläge auf; die Briefe waren an die „Horen-Redaktion“ adressiert. „Sicher wieder Dummes,“ sprach er. Er las. „Abbestellungen!“ Verächtlich ließ er die Briefe fallen. „Wir wollen ein Glas Wein trinken,“ sprach er freudig, dem Freunde die Hand bietend, „ich danke Ihnen für Ihre Worte!“ Es klopfte an die Tür. „Herein!“ rief Schiller zornig. Lotte trat ängstlich ins Zimmer. „Was gibt's?“

„Du hast den Mantel und Hut im Flur hängen lassen,“ sprach sie, die Schuld ängstlich von sich abwälzend, „drum konnte ich ihnen nicht sagen,

du seist nicht zu Hause! Frau von Kalb ist gekommen mit Herrn Jean Paul Richter!"

„Aha!" sagte Schiller, überraschend ruhig und freundlich, „sie will mir jetzt zeigen, daß ich's an ihrer Seite zu Geld und Ruhm gebracht hätte." Er sah, daß seiner Frau sonst so freundliches Antlitz plötzlich den Ausdruck änderte (sie ertrug den Gedanken stets schwer, daß eine andre Frau einmal Schiller nahestand!) und schloß, in seiner Unzufriedenheit über die heraufbeschworene Stimmung, scharf: „Du darfst meine Rede nicht ernst nehmen!"

„Das tue ich nicht," sprach Lotte im Gefühl, daß sie sich in dieser Sache, über die so verzerrt getratscht wurde, besonders vor einem Dritten, wenn dieser auch Humboldt war, neben Schiller behaupten müßte, „ich vergleiche mich doch wahrlich nicht mit der!"

Forschend, über das wegwerfende Wort „der" neu geärgert, sah Schiller sie an. „Es war Spaß!" sagte er mit Nachdruck; „mir fällt doch nicht ein, dich mit der Kalb zu vergleichen." Unruhig, diesen Satz schon wieder wie einen Verrat seiner Jugendempfindungen empfindend, riß er an seinem Rock; nie, niemals verstanden sich zwei Menschen ohne Rest! Zu eng und zu weit war der Mensch! „Gehen wir hinunter," sagte Schiller mit Selbstbeherrschung, „sie glaubte sonst, ich sei

Jean Paul neidisch, wenn ich ihn nicht richtig empfinge. Man wird ja immer falsch verstanden!" unterstrich er. „Kommen Sie, Humboldt!"

„Ich fliehe," rief Humboldt fröhlich, tiefglücklich, daß die Trübung zwischen Schiller und Lotte so schnell verflog, daß wenigstens er dem schöngeistigen Besuch der Konvention ausweichen konnte, „gute Unterhaltung, bester Freund! Gute Unterhaltung!"

„Humboldt," bat Schiller, „kommen Sie mit uns; ich weiß nicht, was ich mit solchen ‚Kollegen' reden soll; bleiben Sie dann zum Abendbrot bei uns; wir holen Ihre Frau herüber!"

„Unser Kleiner hat Fieber, ich hab den alten, zerlöcherten Hausrock an!" Humboldt tröstete. „Bis Sie sich die Hände gewaschen haben, bleibe ich da!" Humboldt errötete: er hatte heute den zehnten Hochzeitstag, den wollte er allein mit seiner Frau, in Liebe, fern jeder Störung, feiern! Er liebte Schiller innig, jedoch dessen ewig angespanntes Temperament beunruhigte ihn stets ein wenig, ohne daß er sich das zumeist zugab; im Grunde machten ihn Schillers Rastlosigkeit und jähe Höhengier, die er in dieser Form in einem bedeutenden Menschen schwer verstand, nervös und unzufrieden, daß er nicht auch so stürmisch geradlinig und erobernd war. Traurig sah ihn Schiller an; er fühlte die Distanz.

„Geh einstweilen hinunter," sprach er zur Lotte, „ich komme gleich nach!" Sie gehorchte. Viel Ungesprochenes, Unaussprechliches, sprach sich jetzt zwischen den Freunden.

„Sagen Sie," floh Humboldt endlich laut, zum Ton der Anzüglichkeit, „ist Frau von Kalb jetzt wieder literarisch?"

„Es scheint!" Schiller wechselte, mit kurzer Bewegung, den Rock; er sagte etwas von oben: „Frau von Kalb ist intelligent genug, die moderne Literatur zu beherrschen." Er bürstete und drehte sich vor Humboldt. „Kann ich mich jetzt vor Jean Paul sehen lassen?" Schiller warf die Bürste zur Seite. „Der Titane der Formlosigkeit," sagte er, „wird ständig in die ‚Horen' schreiben wollen! Meinetwegen!" Schiller öffnete, eine leise Sehnsucht nach Menschen, nach dem Anblick der Kalb, in sich tragend, die Tür. Sie hörten Frau von Kalbs hysterisch-lautes Lachen. Humboldt verabschiedete sich.

„Bestehen Sie die Prüfung gut", scherzte Humboldt. Schiller lauschte:

„Wir mußten umziehen", sprach Lottes Stimme. „Mein Mann mußte bessere Luft haben, auch meinte unser Hausarzt, daß die Feuchte der Fundamente und der mangelnde Ausblick übel auf seine Gesundheit wirkten; er muß hohe Zimmer und eine herrenmäßige Umgebung haben, die

seinem Gedankenreichtum entspricht.“ Was schwatzten die Weiber!? Humboldt verschwand eilig im Torflur. Schiller klinkte die Tür auf:

Frau von Kalb trug große Toilette, grüne Seide; sie war, im letzten Frühling ihres Weibkörpers, aufreizend schön. Lotte sprach, ohne daß man ihr zuhörte, in schwerer Verlegenheit, mit rotfleckigen Wangen, wie auswendig gelernt: Schiller preßte die Lippen aufeinander; er wußte, daß das Szenchen vorhin mit ihm, Lotte jetzt die Sicherheit raubte! Wie arm! Wie häßlich von ihm! Ein kurzer, stämmiger Herr zeigte Schiller seinen grünberockten, zuvorkommend zuhorchenden Rükken, auf dem zwei gute, große Hände verlegen gefaltet waren, ein Stückchen Glatze und einen Kranz dunkler Haare über einem kurzen, gesund-roten Breithals. Die Lotte hob die Hand; sie erhob sich befreit. „Da ist er!“ Frau von Kalb drehte sieghaft den Kopf; sie sagte kampfbereit:

„Ich bin hier, weil ich Ihnen Jean Paul bringe; er wäre anders nicht hierher gekommen! Ich hoffe, Sie freuen sich; er ist mein Freund!“ Hastig, mit jäher Wendung, sprang der behäbige Herr auf, dabei fiel der Sessel um; rotköpfig bückte Jean Paul sich, um Lottes freundlichen Händen zuvorzukommen. „Verzeihung! Lassen Sie, lassen Sie! Ich bin sehr ungeschickt gewesen“, sagte eine angenehm stille Stimme. Er richtete

sich auf; Schiller sah große blaue Kinderaugen scheu in einem feisten Antlitz voller Furchen; mächtig war die Denkerstirn: hohes Können, Weltleiden ohne ordnende Kraft. Viel, nicht alles, war dieser Mann! „Ich hätte mich ohne Frau von Ostheim nicht hergetraut“, erklärte Jean Pauls Aufrichtigkeit. „Ich weiß ja nicht,“ er lächelte verlegen Schiller an, „ob Sie mich eigentlich mögen.“

„Ihre Bekanntschaft erfreut mich“, sprach Schiller, dem Gast die Hand bietend; er wandte sich: „Es ist sehr nett von Ihnen, Frau Majorin, daß Sie uns Herrn Richter brachten!“ Jean Paul fühlte mit Ärger, daß die zu stark aufkeimende Hochachtung in ihm, wie immer, die Sicherheit und Klarheit seines Denkens schon wieder erschlüge; er sah schnell von Danneckers Schillerbüste, die ihm höllisch imponiert hatte, aber lange nicht so, wie Schillers leibliches Erscheinen! weg und sagte: „Ich bin sehr glücklich, Sie zu sehen!“

„Man hat mir in Weimar Jean Paul bereits durchs Fetieren verdorben,“ sprach Frau von Kalb, „er kokettiert mit der Bescheidenheit.“ Sie sah ihn, ohne daß sie's wußte, zurechtweisend, zum Widerstand aufrufend und verliebt an, was ihm dunkel unangenehm war. „Herr von Goethe, Herder und Wieland haben Jean Paul so viel Ehren erwiesen, daß Sie sich, Herr Hofrat, sehr zusam-

mennehmen müssen, um es den andern nur halbwegs gleich zu tun.“ Der gegenstandsleere Blick ihrer kranken Augen triumphierte; Schiller hatte Mitleid mit ihr.

„Wie lange kennen Sie, Herr Richter, Frau von Kalb?“

Richter gab, eilig zuvorkommend, in seiner Naivität die Antwort: „So richtig, persönlich, eigentlich,“ er zog in größter Verlegenheit den rechten Fuß auf den Sessel unter sich, „es ist schandbar unglaublich und entschieden fehlerhaft — erst seit drei Tagen.“ Er schwitzte. „Mir ist's, als begänne seither erst meine Biographie; ich bin in den drei Tagen so abgeschliffen worden,“ er lächelte befangen, den Blick am Boden, „wie nicht in meinem ganzen Leben, dicke Stücke Dummheit sind von mir seither abgekugelt.“

„Lieber Herr Hofrat,“ sagte Frau von Kalb mit zuckendem Antlitz: sie war mit Jean Pauls Bescheidenheit sehr unzufrieden und Schillers Anblick blies die alte Glut, die noch nicht Asche war, zu Flackerflammen an. „Sie vergessen ununterbrochen, daß ich mich von meinem Mann trennte. Ich heiße wieder v o n O s t h e i m !“

„Kannte Herr Richter schon Herrn von Goethe oder lernte er ihn erst hier kennen?“ fragte Lotte. Frau von Kalb hatte das traurige Lächeln um Schillers Mund gesehen, das sie falsch deutete,

ohne dieser „hausbackenen“ Frau zu antworten, zog sie gegen Schiller weiter zu Felde: „Ich habe,“ sagte sie herausfordernd, „nachdem ich ein Buch von Jean Paul las, es werden jetzt zwei Wochen her sein, ihm einen Brief voll tiefster Dankbarkeit und Verehrung geschrieben, das heißt,“ ihr Antlitz wurde streng abweisend, vornehm, „einen Brief, wie er eben einem solch großen Künstler gebührt! Jean Paul hat darauf, auf meine Einladung hin, Weimar beehrt, worauf Weimar stolz sein soll!“

„Bisher,“ sagte Jean Paul treuherzig, mit beiden Händen, leichtbedrückt, sein Haarkränzlein streichelnd, „hatte ich nämlich in meiner Einöde noch nie mit Damen zu tun.“ Er faltete die Hände, ohne Frau von Kalbs Hüsteln zu hören: „Ich bin ja so froh, daß es so liebe und vornehme Menschen in der Welt gibt, wie ich jetzt sehe!“ sagte er lieb. „Es rührt mich tief, wie nichts noch auf Erden, daß ich eine solche Verehrerin fand.“ Schwerfällig, kindlich, tölpelhaft, heilig dumm, griff er plump nach Frau von Kalbs Hand und drückte sie innig, „ich stell' mir so die Engels vor!“ Treuherzig-verlegen lachte er Lotte Schiller an, zu der er noch das meiste Vertrauen hatte, daß sie sein Fühlen verstünde. Erklären ließ sich das nicht! Verwirrt sah er zu Boden. „Ein Blütenwipfel wirft mich dem andern zu.“

„Haben Sie, Frau von Ostheim," fragte Schiller, als sei keine Verlegenheit im Zimmer, seine Augen glänzten, „in den zwei Wochen alle Bücher Herrn Richters gelesen?"

„Ja!" sagte sie streitsüchtig kurz.

„Nicht wahr, das ist viel verlangt," lächelte abbittend Jean Paul, „wo ich so arg karnickelig dichte."

„Jean Paul!" sagte Frau von Kalb beschwörend und rügend, „Jean Paul!"

„Ich kenne nur ein Buch von Ihnen," sprach Schiller. „Dieses hat mir, trotz mancher Einwände, meine schlaflosen Nächte angenehm zerstreut." Glücklich und etwas überlaut lachte Jean Paul:

„Wirklich? Das macht mich sehr froh."

„Die Welt ist jedem Echten durch Sie reicher geworden," sprach scharf und anzüglich Frau von Kalb, „Sie sind der Erlöser, dessen unsre arme Zeit bedurfte, um nicht im großtuerischen Nichts kalter, griechisch-klassischer Vorzeitformen zugrunde zu gehen!"

Jean Paul riß sich am Ohrläppchen, „Na, na," sagte er, „der Herr Hofrat ist, sicherlich mit Recht, mit mir nicht so zufrieden, wie Sie!" Lotte wandte sich an Frau von Kalb, um diese aus dem Gespräch der Männer zu sich zu ziehen: die Männer sollten miteinander reden!

„Was macht Ihr Augenleiden?“ fragte Lotte, nicht sehr glücklich in der Themawahl. Frau von Kalb erstach die Fragende mit dem Blitzen ihrer kranken, beleidigten Augen.

„Paul!“ sagte sie, seine Schulter mit ihrem Ellenbogen berührend, „wer deine Größe hat, dem wiegt das Urteil der andern wie ein Federfläumchen.“ Sie wandte sich an Schiller: „Warum lehnten Sie eigentlich die Direktorstelle des Weimarer Theaters ab? Das wäre doch für Sie das Passendste gewesen?“ Lotte wollte auffahren, Schiller lächelte.

„Weil ich zu krank bin“ antwortete er verbindlich; zu Jean Paul sagte er: „Ihren Aufsatz bringe ich demnächst in den ‚Horen‘; Sie müssen mir aber die Freiheit verstatten, zu sagen: er hat mich, durch seine Klarheit, neben Ihre konfusen Romane gehalten, sehr überrascht!“

„Konfus? Ach ja! Ich unterhalte mich beim Dichten zu gut,“ bekannte Jean Paul, den kleinen Finger verlegen im Ohr rundumdrehend, „ich sterb' sicherlich einmal an einem unterlassenen Witz. Anders müßte ich zuviel weinen. Es kapriolt sich am leichtesten durchs Leben.“ Wie einen Spund, der das Auslaufen eines vollen Fasses verhindern soll, steckte er eilig den Finger in den Mund. Schillers forschender Blick hieß ihn, wider Willen, weiterzusprechen. „Ich bin

zu unglücklich, wenn ich etwas als fertig ansehen muß," bekannte Jean Paul, „drum wird alles so lang und oft wirr! Die Sehnsucht vorher und die Befriedigung der Sehnsucht, also die Zeit, da ich dichte, sind schön." Schillers ernster Blick, der vorhin verächtlich aufgezuckt hatte, wurde für einen Augenblick milder. „Wissen Sie, Herr Hofrat," sagte Jean Paul aufatmend, „ich denke mir immer, wenn man recht viel schreibt, so muß man dabei auch zum Geschmack kommen."

„Das ist ein weiter Umweg, der durch mindere Produkte markiert sein wird."

„Ich verstehe dich nicht," sagte Frau von Kalb, „du vergißest in deiner krankhaften Bescheidenheit völlig deine großen Erfolge, du verkauftest fünftausend Bücher in drei Wochen! Du vergißest, was dir Herder gestern sagte! Wie er dir, der Bewunderung voll, weinend an die Brust sank, er der Größte der Großen, der so göttlich vermag, sich neidlos fremden Könnens zu erfreuen? Denke doch d a r a n!"

„Wie geht es eigentlich meinem Freunde Hölderlin?" fragte Schiller, um nicht vor tatlosem Mitleid und Langeweile umzukommen, „er fängt jetzt an, ganz famos zu dichten."

„Herr Superintendent Herder wird Ihren ‚Horen' in Hinkunft k e i n e Beiträge mehr senden!" sagte Frau von Kalb. Soeben hatte Schiller

den leeren Besuch verabschieden wollen, nun blieb er sitzen; Frau von Kalb sollte nicht meinen, daß ihn der neue Affront, den er um der Freundschaft mit Goethe willen von Herder erlitt, irgendwie ärgerte; er sah sie ernst an:

„Herder ist ein armer Teufel," sagte Schiller, „arg im Unrecht, wenn er durch Herrn von Goethe unablässig Gehaltaufbesserungen erpressen will. Jenun!" Schiller zuckte die Achseln; er wandte sich zu Jean Paul: „Wo aßen Sie sonst noch zu Abend?" Frau von Kalb verteidigte Herder mit Erregung:

„Der Herzog und Goethe halten ihre Versprechungen nie!" Schiller wiederholte freundlich, als wäre Frau von Kalb nicht auf der Welt, die Frage an Jean Paul, der verdutzt, innerlich bestürzt, daneben saß.

„Wo speisten Sie also noch in Weimar, Herr Jean Paul?"

„Eigentlich — überall; ich weiß die Namen nicht, heute Abend sind wir hier, bei Schlegels; Professor Schelling kommt auch hin." Er lachte verlegen. „Sicherlich gibt es wieder englisches Bier und Weiber, die einen schwindelig machen."

„Die Kunst wird hierzulande gut belohnt," sprach Schiller; er erhob sich zu seiner ganzen Höhe, „die Herrschaften müssen mir verzeihen,

meine Zeit ist am Ende." Krampfhaft hielt Jean Paul den Sessel, damit der nicht wieder umfiele.

„Herr Hofrat," sagte er knallrot, im breiten Gesichte ein gerührtes, dankbares Lächeln, sich unbeholfen verbeugend, den heimtückischen Sessel noch immer nicht aus der Hand lassend, „es war mir eine große, große Freude und Ehre, Sie persönlich kennen lernen zu dürfen. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mich empfingen!"

„Es hat den Herrn Hofrat zumindest ebenso gefreut," sprach Frau von Kalb gereizt, mit starker Betonung, „in Ihnen den geliebtesten und erfolgreichsten Dichter der Jetztzeit begrüßen zu dürfen!"

„Ich hoffe, Frau von Ostheim, Sie lassen sich jetzt dann auch bei uns sehen, wenn Herr Richter wieder abgereist ist?" Schiller und die Kalb verstanden sich: „Es gibt nicht soviel liebenswürdige Menschen auf der Erde, daß man einen, den man als solchen erkannt hat, entbehren könnte." Schiller schritt, den Kopf vornehm neigend, zur Tür. Jean Paul sah ihm begeistert nach:

„Wie ein Granitfelsen," sagte er bewundernd

„Komm!" befahl böse die Kalb. „Guten Tag, Frau Hofrat." Wortlos nickte Lotte.

Jean Paul sah kopfschüttelnd vom Treppenabsatz die Treppe empor. „Wie aus dem Jenseits wirkt der Schiller! Unheimlich!" Er wurde sich

nun bewußt, daß ihn Frau von Kalb schon aus dem Zimmer gezogen hatte, daß er schon knapp vor dem Haustore stand. „Wo ist die Hofrätin," fragte er traurig, „ich möchte ihr sagen, daß sie ihn recht gern haben muß!"

„Was fällt dir ein; komm!"

Frau von Kalb wandte sich auf der Straße; sie spähte in Zwiespältigkeit zu Schillers Fenster empor: Schiller sah ihr nicht nach! Sie war seinem Erinnern entschwunden. Bloß der Dichter, den sie ihm gebracht hatte, stand ihm noch vor den Augen der Seele, als Typus:

Tief in Gedanken verstrickt, saß Schillers hohe, zusammengefaltete Gestalt vorm Schreibtisch, den Mund eingezogen, die Augen halb geschlossen, die Fäuste geballt. So sahen also die verhimmelten Lieblinge dieses elenden Publikums aus? So!! Putzig, „interessant", extravagant? Gutmütig, kindlich-eifrig? Schiller fühlte, daß er jetzt arg unrecht tat, daß Jean Paul besser wäre als die andern vom Federgeschmeiß; er widerstand verbissen der inneren Stimme der Gerechtigkeit. Er wollte jetzt nicht gerecht sein! Nein! Er wollte nicht gerecht sein, er wollte sich gegen die entsetzensvolle Denkträgheit dieser Welt austoben. Er mußte ungerecht sein! Anders erstickte er. Was war denn eigentlich, trotz allem, dieser Herr Jean Paul, dem sein ehrlicher deutscher Name — das

allein verriet schon die fremdsprachigen Entlehnungen in seinen Werken! — nicht genug war, ohne die Engländer, die er so grimmig beborgte? Ach Gott: „Beborgte ich nicht auch Shakespeare?“ Darin lag's! Einst!! Und: Shakespeare! Schillers Kopf stand noch immer nicht zur Arbeit:

Pfeifend fuhr ein verächtlicher Laut zwischen Schillers Zähnen vor: Jetzt wußte er wenigstens, wie man erfolgreiche Kunst trieb! Man unterhielt sich beim Schaffen! Unterhielt sich! Lachte! Schillers Antlitz wurde Drohung, Angst, Zorn über sich selbst, bekennende Qual. Unterhielt sich! Ihm war das Schaffen fürchterlicher Ernst. War's seine mangelnde Begabung; war Dichten so: Martyrium und harter Zwang der fremden Welt in sich? Ihm war die Kunst ein Blitz, ein Einfall, ein Gedanke jäh von drüben winkend, versinkend, darnach die schwerste, lange Hämmerqual dorthin, nicht Hosenfleiß und Spaß! Ein Rhythmus kommt ins Blut, das keucht und das Gesehene umschäumt: Die Melodie des alten Ich im neuen Werk, die Tag und Nacht im Hirne hämmert, die martert, quält und peinigt, Wochen, Monde, bis sich der Lärm zu einem Pünktchen, dort und endlich dort verdichtet, bis Farben kommen in der ängstevollen Nacht, die langsam zu Gestalten dann gerinnen, so langsam,

schrecklich langsam, daß fast der Körper drüber bricht in Sehnsuchtsraserei und Angst, ob es gelingt, ob die Gestalten richtig handeln, ob sie die Szenen richtig stellen, trotz des Grübelns, das mitläuft, mitspricht, warnt und dirigiert, und doch nicht formt! Dazu greift Gottes Hand aus ihm!

Er fühlte sanfte Hände auf dem Haar. „Darf ich dich streicheln?" bat Lotte. Er war ihr doppelt lieb, wenn sie ihn neben andern sah! „Du bist so groß." Sie schmiegte sich an ihn.

„Dumm bin ich!" Sie umschlang ihn, vom Wort entsetzt.

„Lieber!" Den kleinen Mund ganz fest an seinem Ohr, bat sie: „Sei mir nicht bös, weil ich so kindisch war." Er sah sie fragend an; sie wurde purpurrot im Antlitz und bekannte erinnernd: „Als die Majorin kam!"

„Nein, nein," sagte Schiller, ohne sie zu verstehen, hastig, sich stark erhebend, nur dem Gedanken folgend, der sich aus ihm zur Höhe rang, „wenn mir der ‚Wallenstein' auch noch so sehr gelänge, das wird er nicht, was mir einst vorgeschwebt! Was ich noch heute sehe! Das kann er niemals werden! Es wäre," sprach er spöttisch, „ich spänne mir zum Gaudium, wie der Herr Richter, ein Sätzlein fröhlich an das andre an, ohne zu fragen, was ich will, wohin ich käme, wie meine

Reise endet, es wäre eben: ich unterhielte mich beim Dichten!“ Seufzend stieß er die Hände in die Luft. „Des Geistes Reich ist nicht von dieser Welt!“ Sie hielt die Arme tapfer um seinen ablehnenden Hals geschlungen:

„Du weißt nicht, mit welcher Hochachtung alles von dir redet! Sahst du nicht, wie sehr dich auch Herr Richter verehrt, trotz der Kalb?“

„Lolo,“ sprach er gütig, unruhig zu ihr niedersehend, „ich hab' wahrlich nimmer den lumpigen Ehrgeiz, ‚anerkannt‘ und ‚verehrt‘ zu sein. Mir ist's gleich, ob sie ‚Hosiannah‘ schreien oder ‚Kreuziget ihn!‘ Ich will nur eines jetzt!“ Sein Mund war hart: „Sie sollen mich nicht stören! Denn,“ er machte sich von Lottes Armen frei und hielt, ehrfürchtig-ängstlich, die Hand auf seine Brust, „da drinnen, der Richter da drinnen ist nicht nachsichtig und humorvoll!“ Starr sah er gradaus. „Er ist nicht nachsichtig mit mir!“ Der Kopf stellte sich vor, der Nacken schwoll, die schlaffen Arme stiegen in die Luft, die sehnigen Beine spreizten sich; er maß wie ein Ringer den unsichtbaren Gegner, mit dem er zu neuem Kampfe antrat; die Augen sahen einwärts: Seine Stimme sprach zart und leise, verzagt: „Es genügt nicht, daß ich dem Realismus seinen Platz einräumte.“ Er sah, ohne seine Stellung zu verändern, langsam, für einen Augenblick, in die Welt. Verehrungsvoll

lauschend war Lottes Antlitz. „Setz' dich dort hin!“ sagte Schiller streng und rauh. „Hör' mir zu! Ich will die Sachen klar auseinanderlegen!“ Sie gehorchte und blickte ihn, durch Liebe helfend, erwartungsvoll an. Er begann zu schreiten:

Mit gesenktem Kopf schritt er durch's Zimmer, den Blick wieder innerlich verkrampft, die Fäuste geballt. Wägend, prüfend, ringend. „Da ist,“ sprach er vor sich hin, als wäre er allein, „ein Wust historischer Gestalten, aus denen ich mir die Typen herausfing. Die Typen! Die müssen so plaziert werden, daß ihr lebensvolles Zusammenspiel das abhandelnd zeigt, was der Tragödie Sinn und Zweck ist: den Untergang des Wollens. Den Untergang des Wollens!“ Er hielt. „Der Wallenstein ist ein Vernunftmensch,“ sagte er ärgerlich, „ein trockener, ekelhafter Patron der Politik, die immer engherzigen Eigennutz bezeichnet!“ Wortlos, minutenlang, stand er im tiefsten Sinnen, unbeweglich.

Dann sagte er: „Mit dem schönrednerischen Schwung meiner Jungeselzeit würde wenigstens der Teil des Ganzen schön. Anders, so wie ich es jetzt mache, wird der Teil häßlich, ob das Ganze dann leuchtet?“ Ihm fiel bei, daß Goethe im Teilchen alle Eigenschaften des Ganzen fand. „Die Sache, die Sache,“ sprach Schiller wühlend, „der Gegenstand muß in

seiner kalten Wahrheit gegeben sein; e r muß wirken, nicht der Dichter!" Müde, Lotte erkennend, sah er seine Frau an. „Nur so, Lotte, spricht aus dem Werk das Gesamtbewußtsein! Nur so!" Er starrte sie lange, nachdenklich und fragend, an, als heischte er von ihr eine Antwort. Sie faßte Mut.

„Lieber," sagte sie.

„Schweig!" Ein Gedanke war ihm jäh erschienen, den sie nicht stören durfte. Nach einer Weile, die sie ängstlich saß, fragte er ärgerlich: Der Gedanke war nicht zu gebrauchen gewesen! „Du wolltest etwas sagen?"

„Ich will dir ja gewiß in nichts hineinreden," sagte sie heldenhaft, „aber ich meine immer: wenn du nur endlich zu schreiben a n f i n g st!" Er stampfte auf und schrie, sie abwehrend (sie sagte, was der böse zu besiegende Drang in ihm auch wollte!):

„N i c h t e i n Wort schreibe ich, eh' nicht j e d e Szene bis ins k l e i n st e Detail klar bewußt und zweckvoll im ganzen vor mir steht! Nicht ein W o r t !" Er sah sie drohend an. „Köstliche Vorstellungen macht ihr euch von der Kunst", sagte er, in der ungeheuern Anstrengung des Geistes schwer gereizt. „K ö st l i c h e Vorstellungen! Warum hast du nicht den Jean Paul geheiratet? Dort „kriegen" sie sich immer am Schluß! Oh!" sagte er aus tiefster Kehle hassend, neben dem

Sprechen weiterbohrend in sich, „man ist ein dreifacher Narr, sich für euch zu plagen! Euch ist ja allein das Wertloseste wichtig! Die Handlung! Die Handlung!! Natürlich! Das Nebensächlichste ist euch wichtig! Euch wird im „Wallenstein“ das Wichtigste sein, ob er im Bett oder auf der Bühne erstochen wird; das heißt, ob das Bett auf der Bühne zu sehen sein wird! Ihr werdet beklagen, daß der Max der Thekla keine Kinder mehr machen konnte, weil ich ihn zu früh sterben ließ. Was!? Sie gäben so ein „liebes“ Paar zusammen?“ Er ballte die Fäuste und schrie die Lava seines verzweifelt tosenden Innenkraters aus: „Aber wartet, wartet: ich schreib euch noch einmal ein Stück, wo eine auf der Bühne vergewaltigt wird, jawohl: vergewaltigt! und ihr müßt zusehen! Ihr Trottel, die ihr vom Heiligsten nicht die blasseste Ahnung habt!“ Er kam zu sich und schämte sich sehr. „Ihr habt recht!“ bekannte er widerwillig, „ihr seht nur das Werk, nicht das Werden! Ihr habt recht, wie immer!“ schloß er, wütend gegen die Einrichtungen der Welt, noch einmal vergeblich aufbäumend, „verzeih! Ihr habt recht!“

Er ging zum Tisch und notierte: „Bei der Tragödie liegt das Hauptgewicht in der Verknüpfung der Begebenheiten; die poetische Fabel allein projiziert die Goethische Wahrheit heraus.“

Er sah auf und sagte abbittend: „Du hast keine Ahnung, worum es bei mir geht; ich will nicht ein Drama wie die andern, ich will einen neuen Stil schaffen!"

„Frau Hofrat!" schrie die Magd, die Tür aufreißend, „der Karl hat erbroch'n!" Schillers Fäuste ballten sich.

„Vergib," sagte Lotte zu ihm, erblaßt und niedergezwungen sich erhebend, „vergib!"

Gequält verwies sie auf der Stiege dem Mädchen: „Wie oft soll ich Ihr noch sagen, daß Sie nicht in des Herrn Hofrats Zimmer darf, wenn er drinnen ist?!"

„Ich hab g'meint, 's Kind ist wichtiger als de Kommodität vom Herrn. Heerjes, ist das en Raben=Vater!"

„Was ist mit Karln?"

„Ich meen, er kriegt die Röteln; Sie werd'n ja seh'n!"

Schiller griff ärgerlich nach den Gedichten. Mit der Sammlung war's vorbei. Er war eben der Letzte in seinem Hause! Der Letzte! Das war nicht zu ändern: alles andere ging hier vor. Er blätterte im Heft. Er las. Nichts gefiel ihm. Weg damit! Das Heft flog zu Boden. Wie nüchtern und brutal das Leben war, unüberwindbar! Er stutzte im jähen, scheinbar unvermittelten Gedanken: „Ich schreib den ‚Wallenstein' in Prosa!" Dann

war das Werk genau wie dieses Leben, ungeschminkt, prosaisch wahr und: ganz heimlich sprach's sein Denken aus, dann ging das Stück viel leichter über alle Bühnen, dann brachte es das Geld, damit die Seinen endlich sicher waren, wenn er verstarb! Und wenn er länger lebte, erblühte ihm noch Ruhe draus. Weg riß er den Gedanken, daß er das täte, weil er das Höchste sich nicht zugetraute! Weg! Die Handlung mußte scharf und einfach stark umrissen werden! Das war des Dramas Kern und Heil und Schutz und Wurzel. Das wußt' er nun! „Dran festgehalten!"

Vom Bücherkasten nahm er Band um Band. Er stapelte die Quellen der Historie auf. Jean Paul war Zeiterscheinung! Nur Zeiterscheinung!! Weg mit dem kleinen Zeugs! Er sann: Wo war er nur gewesen? Ja: Wenn die Erfindung seines Geistes richtig war, gemäß den Charakteren, so mußten jetzt die Quellen der Geschichte, die er schon lang vergessen hatte, im innern Kerne für sein Drama richtig sein. Noch einmal prägte er sich's ein: Das Wichtigste war doch, damit der Wallenstein als Held erschien, den die Tragödie dieses Daseins warf, daß seine Daseinshandlung so gegeben wurde, daß sie auf schiefer Bahn begann, zwangläufig. Im Abwärtsführen zeigt sich der höchste Wille klar. Der gab dem Wallensteiner Raum, und setzte doch das Ziel. Er

stutzte: Das waren Jamben? Rhythmus war's! Alles war rhythmisch schon, was nur den Plan betraf! Und Prosa sollt es werden? Prosa! Prosa!! Hinweg, hinweg die Überschwänglichkeit! Schon wieder war der Rhythmus seines Fühlens jambisch. Die Jamben dem Gedicht, die Nüchternheit des Schicksals seinem Drama! Er lachte drohend, trotzig wider sich: Er sollte sich ein wenig noch gedulden, der Phrasenheld in ihm! Er war der Mann, den Jambenfleiß zu brechen. Er nahm aus dem Regal des römschen Rechtes Paragraphenbände. Aus diesen schrieb er ab. Die Langweile dieser Prosa sollte heilen, zur Nüchternheit ihn stimmen. Ans Werk! Mit Ekel, der zur Erreichung seines höchsten Zieles für die Menschenträgheit nötig war, begann er die Perioden abzuschreiben.

Um Mitternacht erst hielt er ein und sah die vollgeschmierten Seiten hinter sich. Tiefstille war. Ganz Jena schlief. Bitterkeit umfaßte den Einsamen: Sie hatten Zeit und Sammlung für die Kunst, solange sie nichts andres taten! Körner mästete den Bauch, Humboldt saß beim Kind, Goethe verzierte den Hofball, von Orden überhängt. Nur er saß da und brütete. In Unablässigkeit. Wofür? Er nahm die Feder. „Dafür!" Mit fester Hand fing er das Bauwerk an, die Niederschrift von dem Szenarium seines „Wallen-

stein“: Der Feldherr war real gesinnt, wie Goethe, der junge (Max) war ideal, wie er; sie fielen **beide** in dem Schicksalskampf!

Zwei Stunden schlief er, als der Morgen kam, den müden Kopf auf seinem Schreibtisch, den Arm als Kissen. Die Sonne schien, als er erwachte. Er wollte gleich zu neuer Arbeit schreiten. Es klopfte. „Ja?“ rief er, weil er vermeinte, es sei die Post aus Schwaben. Es war ein dicker Mann in teurer Kleidung, der kurzweg sprach:

„Tag, Herr Schiller! Ich mache meine Aufwartung, ich verehre Ihr edles Wollen.“ Er knipste mit den Fingern. „In den ‚Horen‘ machen Sie Fehler über Fehler, deswegen bin ich da! Das muß anders werden, sonst geht die Zeitschrift ein.“ Er sah, daß Schiller, der betroffen unter der Unverschämtheit des Eindringlings litt, sprechen wollte; finster und streng rollte er die kugelrunden Augen unter der niedern Stirn: „Sagen Sie nichts!“ Müde lächelte Schiller über des andern Gebaren, das so typisch für die Menschheit war, mit der er es leider zu tun hatte.

„Sie haben recht!“ sprach Schiller.

Befriedigt nickte der dicke Mann. „Es freut mich,“ sagte er, „daß Sie wenigstens die Einsicht haben; ich fürchtete schon, Sie schwebten zu sehr in den Wolken; Sie sind überspannt, das ist auch der Grund, warum Ihnen nie mehr ein Drama

eingefallen ist! Sie müssen sich mehr unter Fröhlichen freuen.“ Er griff nach Schillers eiskalter Hand, die der ihm lethargisch überließ, erstarrt durch die Furchtbarkeit des irdischen Nichtverstehens, durch die Anmaßung der sogenannten „praktischen“ Welt, von der brutalen Wahrheit, der er nicht einmal hier entrann. Man litt für Unwürdige! „Sie müssen sich beruhigen,“ sagte der dicke Mann, „es tut Ihnen ja niemand etwas; warum sind Sie denn so aufgeregt?“ Wie ein Gekreuzigter, der jeden Widerstand aufgibt, sah ihn Schiller tieftraurig an; der Abgrund, der sie trennte, war zu weit! Er schauderte . . . „Warum zittern Sie? Ist Ihnen kalt?“

Langsam und mutlos schüttelte Schiller den Kopf. „Ich bin pathologisch!“ sagte er.

Heftig erschrak der andere. „Wie können Sie so etwas *sagen*!“ rief er erzürnt und scheu um sich blickend. „Wenn das publik wird, sind die ‚Horen‘ tot. Herr Schiller!“ Er trat energisch näher. „Ich werde Ihnen helfen, weil ich Sie Ihrer ‚Räuber‘ wegen achte. Ich bin ein praktischer Mann: der Goethe muß *heraus* aus den ‚Horen‘! Der ist obszön und langweilig. Sie müssen mehr solch schöne Artikel bringen, wie von unserm Herrn Coadjutor von Dalberg! *Dieses* Heft kauften alle Beamten! Der Philosophie überlassen wir Wieland; *Sie* können's nicht! Meine

Frau ist eine sehr gebildete Person, aber die versteht Sie auch nicht! Lustiges muß in die ‚Horen'; wir haben einen famosen Dialektdichter und, na," er opferte mit den Armen vor dem Namen, „vor allem Kotzebue! Vor allem: Kotzebue! Das werden wir schon einrenken, vorerst muß der Verlag anders werden." Er besann sich. „Ich bin Friedrich Schulze," sagte er stolz, „Buchdrucker und Hausbesitzer in Erfurt. Ich bin bereit, die ‚Horen' zu drucken und zu verlegen. Cotta ist ja nichts! Die Bedingung ist, daß Sie meinen Schwiegersohn in die Redaktion aufnehmen; wir sind beide praktische Männer, die Sie und Ihre Zeitschrift gut leiten werden; momentan hat er noch mit Getreidelieferungen für die französische Armee zu tun, er kommt jedoch bald zurück, dann können wir gleich alles abmachen! Also? Einverstanden?" Strenge und erwartungsvoll sah er Schiller an. Der sagte:

„Ihre Gegenwart hat mich über vieles informiert." Schiller öffnete die Tür. „Empfehlen Sie mich Ihrer gebildeten Frau Gemahlin!" Er reichte dem stark Verdutzten, dessen Körper, taktvoller als sein Ich, instinktiv gehorsam zur Tür schritt, die Hand und sagte wehmütig lächelnd: „Es hat mich jedenfalls sehr gefreut, Sie kennen gelernt zu haben! Jetzt fehlt mir die Zeit!" Herr Schulze hob sich, nachdem er mit dem Ärmel, et-

was aus seiner Sicherheit geworfen, den aufgerauhten Hasenhut geglättet hatte — schon wollte Schiller die Tür schließen! — noch einmal temperamentvoll auf den Zehenspitzen. „Zu schade! Was haben Sie zu tun?“ Die Tür begann ihre Schließbewegung. „Ich werde Ihnen einen Vertragsentwurf senden,“ rief Schulze noch schnell, „sobald das neue Heft heraußen ist, schreibe ich Ihnen! Die Tür war zu.“

Schiller blickte leer um sich und ließ sich müde auf den Sessel fallen. Stumpfen Sinnes saß er. Es dauerte eine Weile, bis die Gedanken wieder kamen:

Immer taten die Menschen weh. Am meisten, wenn sie „klug“ sein wollten! Dann setzten sie herab! Wenn sie rieten! Wenn sie ihren Innenschmutz zeigten, dann beleidigten sie! Er stand mit schneller Bewegung auf; er wollte zur Lotte. Wenn er das weiter ausmalte, wurde er verrückt! Während er die Arbeit der Nacht im Schreibtisch eilig verschloß, fiel ihm der Brief ein, den ihm Streicher aus Wien geschrieben hatte: so gut und doch so absolut nichtverstehend. Der Mann hatte einst alles für ihn gewagt? Weswegen? Streicher konnte nie gewußt haben, was er eigentlich tat! Wie kam das! Schiller stand unbeweglich: gab das Fühlen, trotz aller Trennung, den Zusammenhang? Schiller öffnete die Tür:

Frau von Steins Stimme erscholl im Gang: „Willkommen kleines Frauchen!“ Er verbarg sich neuerlich; mit hängendem Kopf saß er:

Der Prolet von vorhin war ein Geschäftsmann, gut! Aber, er machte den Fehler sehr oft: die Menschheit konnte ja von seinem Wollen noch nichts wissen! Für sie war er, mit Recht, Zeitschriftenleiter! Die Jugend-Dramen waren fast vergessen, die Neuen, Reifen, ungeschrieben! Hitze überflammte ihn: die Finger zogen sich zur Faust ein; sie sollten ihn bald anders sehen! Er nahm den Kiel und teilte weiter den ungeheuren Stoff in Szenen; Ast um Ast wuchs aus dem Wallenstein-Stamm.

„Nun,“ sagte Lotte Schiller einen Stock tiefer zur Frau von Stein, deretwegen sie das Zimmerzusammenräumen eingestellt hatte, „Sie haben sich bei uns ein bißchen rar gemacht.“ Sie lächelte. „Aber es ist verziehen!“ Die Stein tätschelte ihre Hand.

„Wissen Sie, Kindchen, ich hab immer sehr viel zu tun gehabt, und dann,“ bekannte sie verlegen, das feine, alte Antlitz rührend rot, „Sie können sich's ja denken: ich hab immer Angst gehabt, daß ich den Goethe bei euch träfe; er soll ja jetzt alle Augenblicke da sein? Ich bin auch heute nur her, weil ich sicher weiß, daß sie heute, des Theaterbaues wegen, eine lange Sitzung haben!“

„Er ist s o gut!“ sagte Lotte mit selig-dankbaren Augen. Glücklich lächelte Frau von Stein; sie neigte sich weit vor.

„I st er wieder gut?“ fragte sie begeistert zustimmend. „Man hört allgemein, daß er nimmer so steif und hölzern sei?“ Sie seufzte erleichtert. „Das macht Ihr Schiller! Der Kerl ist ja so gescheut, daß er sogar den Goethe aufzuklären vermag. — Wie wird der arme Teufel froh sein, sein Hauskreuz bei Ihnen vergessen zu dürfen! Seien Sie nur immer recht gut zu ihm.“ Mit zitternder Hand strich sie ihre Stirnlöckchen. „Er hat sein kindisches Weimarer Griechentum teuer bezahlt.“

„Denken Sie nur, Tantchen: wenn Herr von Goethe in Jena ist, sitzt er jeden Tag, bis in die Nacht hinein, bei uns! Ich meine immer, er spürt selber, daß ihm Schillers Männlichkeit gut tut; man sieht es förmlich: er wird wieder lustig und lebhaft.“

„Die Botenfrau erzählt, daß er Schillern t ä g l i c h schriebe, wenn er in Weimar ist? Ist das wahr?“

„Ja, ja, das ist wahr, manchmal auch zweimal.“

„Was haben sie sich denn so viel zu sagen?“

„Sie beraten miteinander.“

„Der Meyer hat mir erzählt, der Goethe dichtete jetzt wieder fest drauf los? Der Herzog meinte

letzthin, der Goethe finge mit seinen fünfzig Jahren eine neue Jünglingszeit an.“ Traurig sah die Stein zum Spiegel. Sie rückte näher. „Sagen Sie, Kindchen: was dichtet der Goethe eigentlich? Das wüßte ich sehr gern.“ Sie wurde verlegen. „Nicht wahr, es ist doch begreiflich, wo ich durch zehn Jahre seine literarische Vertraute war?“

„Ich glaube, einen Roman.“

„Einen Roman?“ sprach die Stein verstimmt und sehr besorgt, „ich weiß nicht, ob er das kann!“

„Sicher kann ich's nicht sagen; ich schließe es bloß aus dem, was sie manchmal vor mir, wenn ich ihnen die Butterbrote bringe, debattieren.“ Lotte triumphierte: „Der Goethe war doch immer so menschenscheu?“

„Nicht immer,“ sagte die Stein zurückhaltend.

„Ich mein' in den letzten Jahren! Jetzt sind alle Bekannten von uns auch seine Bekannten! Auch mit Körner korrespondiert er schon!“

„Er hat auch schon wieder eine Damentee-Gesellschaft gegeben die erste seit Italien! Die Herzogin war dabei!“ Frau von Stein schluckte: es war furchtbar für sie, nicht dabei gewesen zu sein! „Das vom Herrn Körner“, sagte sie mit

hochmütiger Fassung, „hat mir schon der Seidel verraten! Ja, das muß ich Ihnen auch noch erzählen, das wird Sie freuen. Der Goethe hat vor kurzem einmal zum Seidel gesagt: „Der Hofrat Schiller hat deinem Herrn das Leben gerettet!" Die Stein hatte nasse Augen. „Das ist doch edel von ihm, daß er das so offen sagt? Oh, er ist gut!" Lotte wurde bleich.

„Er hat recht!" sagte sie tief erregt. „Niemand, niemand kann sich der Größe Schillers entziehen! Aus jedem Menschen treibt er unerahnbare Kräfte und Fähigkeiten." Sie erschauerte. „Es ist einem in seiner Nähe gerade, als peitschte er jeden zur allerletzten, fast menschenunmöglichen Leistung an. Ich brauch nur einmal in seine Augen zu schauen, und ich bin für Wochen von meiner Schwachheit kuriert. Wissen Sie, Tantchen, ich bin von Haus aus ein schwaches Frauenzimmer und kann auch geistig nicht mit ihm mit, aber, daß ich so meine Pflicht an ihm, im Hause und an den Kindern, tue, das danke ich nur ihm! Ich wäre gern ein wenig faul und bequem, jeden Tag aber steh' ich um fünf Uhr auf, Sommer und Winter, damit er von der Wirtschaft so wenig als möglich sieht; wenn ich grad wieder keine Jungfer hab, so mache ich alles allein, auch kochen und waschen! Er weiß das gar nicht, sonst erlaubte er mir's nicht! Er kann's ja gar nicht wissen,

weil um ihn alles immer unverändert am Schnürchen geht und er für alles, wenn er arbeitet, blind ist; er arbeitet immer!" Ängstlich lächelte Lotte, zwei abgehetzte Grübchen zeigten sich zu beiden Seiten des Mundes, dem der Atem stockte. „Das macht mich, in meiner Art, glücklich; ich tue für ihn alles, was ich nur immer für ihn zu tun weiß, ich mein', anders lebte er gar nimmer!"

„Sie sehen aber auch, Kindchen, übernommen und abgemattet aus; Sie sollten doch auch ein wenig an sich denken!"

„Tut er's?!" Lotte hob den Kopf zur Stubendecke. „Hören Sie! So geht er tagelang, in der schwersten Kopfarbeit, auf und ab; wenn es droben ruhig wird, schreibt er; da sollt' ich müßig sein?" Die Stein seufzte:

„Vielleicht habt ihr recht," sagte sie nachdenklich, „ich hab' mir immer, in der Bequemlichkeit, zu viel nachgegeben. Hätt ich's zum Skandal kommen lassen mit meinem Mann, des Goethe wegen . . . vielleicht? Ich wollte ihn zum galanten Hofkavalier erziehen, weils so bequemer und gefahrlos war! Ach ja! Nachher ist man klug! Tut nur immer das, was der Goethe ratet; der weiß alles! Was macht Schillers Lunge?"

Zag sah Lotte zur Stubendecke, von der ihres Mannes erobernder Tritt herniederdröhnte. „Er klagt nicht mehr." Sorgenvoll zog sie die Schul-

tern. „Ich weiß nicht!" Ehrerbietig schloß sie: „Er ist gar kein Mensch."

„Am besten ist's, Kindchen, Sie fragen immer den Goethe, wenn Sie sich in etwas nicht auskennen: der kann in allem raten; der weiß alles! Fragen Sie ihn auch wegen Schillers Lunge!"

Halt!" befahl Goethe stirnrunzelnd, zu Weimar dem Schreiber, dem er diktiert hatte, „ich merkte schon lange, daß was hinter dem verfluchten Holze lebte." Böse ob der Störung, wandte er sich und rief dröhnend: „Herein!" Er sandte einen sorgenvollen Blick zur höhersteigenden Sonne im Fenster und konstatierte: „Meine optische Beobachtung ist beim Teufel!" Langsam, unendlich langsam schob sich die Tür auf, die jetzt der Geheimrat im langen Hausmantel funkelnd maß. „Man getraue sich!" schrie Goethe, den der unvollendete Brief an Schiller ärgerte: Frau Schillers schmales Antlitz wurde, in großer Verlegenheit, in der Türspalte sichtbar.

„Kleines Frauchen," rief Goethe, freundlich überrascht, „es gibt also doch schöne Dinge!" Sein Antlitz wurde gespannt. „Ist der Schiller krank?" Liebevoll zog er die Ängstliche ins Zimmer; er tätschelte ihre Hand. „Setzen Sie sich, Kindchen; es geht dem Schiller doch nicht schlechter?" Forschend sah er die blasse Frau an. Taktvoll retirierte der wohlerzogene Schreiber. „Halt!" rief

ihm Goethe nach. „Die Corregio-Kopie muß heute noch vom Meyer zu Ende getuscht werden!" Gehorsam nickte der Schreiber und zog die Tür hinter sich zu. „Sagen Sie, Frauchen, ich zertaue ja wie Eis in der Hitze meiner Besorgnis, geht es dem Schiller, trotz des lieben Frühlings, nicht gut?" Ehrfürchtig-verwundert schüttelte Goethe den Kopf. Der Mensch macht so schöne Gedichte! Sagen Sie! Er kann auf einmal alles?"

Tränen unglücklich-stolzer Rührung traten in Lottes Augen. „Das ist schuld daran! Er schwindet!" Sie erschrak, denn sie wußte im Augenblick der Verwirrung nicht, ob Schillers „Wallenstein" für Goethe ein Geheimnis war oder nicht; sie mußte ja vieles, auf Schillers Geheiß, vor andern verheimlichen! Hastig verbesserte sie sich, unter Goethes finster forschendem Blicke stammelnd: „Wie ein alter Mann zittert er! Gar keine Ruhe, Tag und Nacht! Wie besessen ist er auf die Arbeit. Er und Herr von Humboldt debattieren manchmal die ganze Nacht, bis zur Frühstückszeit! Er ißt mir nichts. Er hat zu schwächende Gewohnheiten; wenn er hustet, kommt wieder Blut!"

„Ein Tagdieb, wie ich, kann eben nicht jeder sein, Kindchen." Goethes Antlitz wurde ernst; er murrte: „Der Schiller will in den Weltengang greifen; das rächt sich! Ein Stücklein ist er, das

zu gehorchen hat!" Verständnislos hing Lottes Blick an seinem Antlitz.

„Ich mein' immer," sagte sie bescheiden, „er mutet sich zuviel mit den ‚Horen' zu und regt sich arg auf, weil sie auf einmal so viele Feinde haben!"

„Daran bin i ch schuld!" sprach Goethe stolz.

Lotte weinte ins Taschentüchlein. „Ich hab' Angst um ihn. Die Pulver, die er nimmt, helfen nichts mehr —" Energisch wurde an die Tür geklopft:

„Heute sitz' ich wieder im Taubenkobel!" räsonierte Goethe. Ungeniert sah der „unverehelichten" Vulpius derb-schöner Frauenkopf durch die Türöffnung. „Hast du mir vielleicht den Säugling zum Fliegenscheuchen mitgebracht?" sprach grimmig Goethe die Weimarer Griechin an. Sie sagte resolut:

„Dar Harr Seidel hat neech de Kourage, es auszuricht'n: De Durchlaucht will nämlich, in Politikangelegenheiten nach Erfurt."

„Gesegnete Reise!" sprach Goethe, mit einer gönnerhaften Handbewegung, die den Gang grüßte; nervös schob er die Lupe zur Seite, die er bereit gelegt hatte, den neuen Kupferstich zu betrachten. „Gesegnete Reise!" Er verwies: „Siehst du nicht, daß ich Besuch habe?"

„Scheensten Morgen!" grüßte mit der argen

Genugtung, daß die adeligen Hochnasigen doch alle zu ihrem Wolfgang kamen, die formenreiche Vulpius; sie blieb standhaft: „Dar Harr Herzog wünscht, daß du mitfahrst.“ Sie rückte zur Seite und sah, mit neuer Genugtuung, im hellen Licht, daß die Frau Hofrätin ihrem Wolfgang vorgeweint hatte. Goethes unwilliger Blick irrte unentschlossen durch die offenstehende Tür: Stramm stand Goethes Famulus wartend im Vorraum, die schwarzseidene Hose, den feinen Rock und das Halstuch aus türkischer Seide überm Arm. Wütend und bezwungen hob Goethe die Fäuste. „Der Genius des Tages ist hin!“

„Exzellenz, wo bist' denn? Halloh!?“ klang ziemlich nahe Karl Augusts tiefe Stimme; Goethe bekam einen roten Kopf; die gut dressierte Vulpius verschwand im Augenblick, um den Störenfried zu entfernen.

„Seidel,“ sprach Goethe traurig, „du mußt um den Kopf der „Venus Urania“ ein nasses Tuch schlagen; ich kann nicht weiter restaurieren. Es beliebt dem Herzog wieder mal, in die Politik zu greifen! Die Geschäfte sind wie die Ehe: Der Teufel kommt immer drinnen zum Vorschein. Weißt du,“ hing er die Lehre dran, „es ist eben in der Welt alles Anfang und nichts Ende.“ Karl Augusts lärmmachende Stimme verlor sich im Vorderhaus. „Geh, Seidel, ins Nebenzimmer,“ sprach Goethe,

„ich komme gleich; mach' einstweilen die Fenster auf, die Luft lenzet." Er wandte sich zu Lotte, die, vor Angst und Verlegenheit, daß der Herzog doch noch eintreten könnte, daß sie vielleicht Goethe zu lange störte, völlig starr war; er sagte: „Zählen Sie mir, Kindchen, summarisch, offen und rasch, Schillers schwächende Gewohnheiten auf!"

Ihr Mund hastete: „Jede Nacht arbeitet er durch; statt daß er ein Frühstück nimmt, legt er sich, erst wenn die Sonne aufgeht, für ein paar Stunden, angezogen, aufs Kanapee, oft schläft er gar nicht! Er trinkt so viel schwarzen Kaffee." In der angetriebnen Eile der befohlenen Berichterstattung gingen ihr die Worte und Gedanken aus. Karl Augusts massiver Jagdpfiff ertönte, gellend und störend, dreimal irgendwo in den Gängen.

„Im Jenseits wird er die Engel quälen!" sprach Goethe strafend, „ich werde ihm scheinbar auch noch beibringen müssen, daß man Hunden und nicht den Menschen pfeift!" Er sah Lottes völlige Ratlosigkeit und sagte: „Reden Sie dem Schiller zu, daß er endlich zu mir herüberkommt. Ich werde dann das Meine tun." Er stockte, schmerzlich überlegend, voll unabwendbaren Kummers schloß er die Augen; die Handfläche, die die Stirne umfaßte, gab dem haltlosen Kopf eine Art Halt: Zu „helfen" war dieser Him-

melsflamme in der zerfallenden Menschenfackel nicht! Erlöser starben! Goethe schlug die welttiefen Augen seltsam leuchtend auf; gütig sah er die Lotte an, die Hand sank traurig-ergeben. „Schicken Sie ihn mir herüber!“ Mild, versonnen, lächelte Goethe. „Er macht mich froh!“ Er überlegte und wurde plötzlich sehr pfiffig: „In meinem Brief,“ er wies zum halbdiktierten Schreiben, in dem sie ihn gestört hatte, „schreib' ich jetzt dem Schiller *kein* Wort über unser Thema! Wissen Sie, Frauchen, er will Astrologisches für den „Wallenstein“ von mir hören! Früher könnte er nicht weiter komponieren, schreibt er.“ Vergnügt nickte Goethe. „Ich werde ihm mitteilen, daß ich nur *mündlich* drüber diskutieren könnte.“ Väterlich streichelte er Lottes Kopf: „Verlassen Sie sich, Kindchen: er kommt wie ein Wilder, drei Stunden später, bei mir hier angefahren! Sagen Sie ihm: er müßte *niemanden* bei mir sehen; ich versperrte mich vor jedem, solange er da ist! Vergessen Sie nicht, ihm das zu sagen!“

Flehend umfing sie seine Hand. „Er darf nicht wissen, daß ich hier war!“

„I wo! Wir beschummeln ihn!“ Goethes Augen zwinkerten froh: „Frauchen, jetzt haben wir ein Geheimnis mitsammen! Ist das nicht nett?“ Er nickte ihr Mut zu. „Ich schick' den Brief sogleich durch einen reitenden Boten! Gott

befohlen!“ Hochaufgerichtet, nun ganz Minister, trat Goethe durch die schmale Tür in sein Schlafzimmer, in dem Philipp Seidel mahnend wartete. Wieder pfiff der Herzog irgendwo. „Den Brief an Schiller schreibe ich doch noch zu Ende!“ trotzte Goethe. „Du mußt mit ihm reiten, Seidel!“

Lotte Schiller dankte Gott; sie lief in die herzogliche Küche, um unter der Hand ein Stück kräftigenden Wildbretes zu erstehen; Schiller hatte seit Tagen außer Wein und Kaffee nichts zu sich genommen. . .

Goethes Brief war schon lange in Jena, als sie heimkam. Schiller fuhr, noch am gleichen Abend, zu Goethe. Breit, völlig wider seine Gewohnheit, lag der im Fenster, als Schiller hastig, unerwartet wie er meinte, aus der Kutsche stieg. „Willkommen, willkommen!“

Goethe ging ihm mit seltener Eile entgegen. Schon auf der Stiege fing Schillers Frage an: „Meinen Sie auch, daß der astrologische Aberglaube tiefer fundiert ist als ein Buchstabenorakel?“ Die Tür fiel hinter den beiden zu, knapp vor Goethes Freund und Gehilfe, dem lauschenden Meyer. Sie hatten also schon wieder Geheimnisse!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Kerzenflammen beteten durch die Mitternacht. „Um wieder von der Gewöhnlichkeit zu

reden," sprach Goethe, „mir tut, ehrlich gestanden, der Kopf weh von der heißen Debatte — lasen Sie die neuen Angriffe wider die ‚Horen'? Es ist Futterneid."

Schiller ballte die Fäuste. „Ich will die Feinde niederstrecken!"

„Ich hörte, außer des Herzogs an sich kluger Rüge der ‚Elegien', leider auch Hardenberg und Herder drüber sprechen!" Trüb schüttelte Goethe den Kopf: „Sie werden die Kleinheit nicht niederstrecken; sie ist stärker als wir."

„Die Kleinheit ist die Naturbedingung des Guten!" Schillers Stimme schlug um, er hustete, trocken und stoßweise. „Ohne die Lumpe entstände kein Kunstwerk, nur das Gefühl des Widerspruchs, nur die umschnürte Freiheit, die sich Bresche schlägt, schaffet den Künstler; so zwingt sich in ihm die Masse wieder ihren eignen Willen höher."

„Man kann erst sagen wie der Ursame hochgebracht wird, wenn man ihn kennt!" widersprach Goethe. „Kotzebue und meine andere höfliche Gegnerschaft nennen diese Anschauung allerdings Pedanterie! Ich muß aber den Ursamen kennen!"

Beschwörend preßte Schiller Goethes Arm. „Nennen Sie nicht Schurkennamen im Heiligtum," sprach er drohend, seine abgezehrte Hand zitterte auf der Marmorplatte: Die ahnungsvolle

Angst ergriff ihn neu, von der mißlingenden „Egmont“-Überarbeitung dumpf geweckt, daß sein und Goethes Überwollen unerfüllbar waren! Seine Gedichte waren halb, nicht vollgelungen! Sorgsam schob ihm Goethe den blauen Mantel zu, er legte ihn liebevoll Schiller um. „Der ‚Wallenstein‘ wird es entscheiden!“ sprach Schiller hart, „er muß anders werden, als alles, was bisher bestand!“

„Es ist nicht die Sache des Künstlers, von ‚neuen‘ oder ‚unerhörten‘ Dingen zu handeln,“ mahnte sorglich Goethe den ringenden Freund, „das ewig Bekannte, längst Ausgeübte, ewig Wichtige ist, in des Künstlers Gemütsart dargestellt, die Kunst. Freilich, kein Gemüt erfaßt alles Ewige!“

Schillers Blick flammte trotzig, Kraft erzwingend. „Ich werde in Ihrem ‚Egmont‘ die Masse zu Ihnen emporreißen, damit sie Ihre Säle füllt!“

Goethes Haupt sank herab. „Sie werden's nicht vermögen,“ sprach er traurig, „der Mensch ist armseliges Stückwerk; ich bin mit meinem getreuen, kleinen Häuflein ganz zufrieden“ log er. Ein neuer Hustenanfall rumorte in Schillers zersetzter Brust, er kämpfte sich durch. Fürsorglich reichte Goethe dem erschöpften Freunde das Glas, das, weinerfüllt, auf dem eingelegten Tischchen

neben dem Gastbett stand. „Trinken Sie.“ Gierig schluckte Schiller. Besorgt sah Goethe zum Kamin, ob auch das Feuer ordentlich brannte. „Schonen Sie sich, lieber Freund,“ bat er und dachte Lottens Flehen, „um meinetwillen! Sie müssen ruhen.“

„Ich werde Ihnen die Möglichkeit der Vollkommenheit erweisen,“ sprach Schiller, nach Luft ringend, und dachte seines „Wallensteins“. Wild, fanatisch, glühten seine Augen: „Wie ich mein Siechtum stets bezwang, so werde ich auch der Menschheit mögliche Vollendung, durch mein Werk, erweisen!“

Wortlos geleitete Goethe den widerstrebenden Freund zum türkischen Teppich. „Ich gebe Ihnen heute, in Kunstsachen, keine Antwort mehr,“ sprach Goethe bestimmt, herrisch wider sein innerstes Interesse ankämpfend. „Ruhen Sie, ruhen Sie,“ sprach er bedrückt, „für die Zeit wenigstens, die Sie bei mir weilen, soll die Nacht der Ruhe dienen.“ Er seufzte. „Ich hatte die feste Absicht, Sie um acht Uhr zu Bett zu führen; jetzt ist's Eins! Leider, leider vergaß ich mich im theoretischen Gespräch.“

„Sie vergaßen Ihre kleinmütige Absicht,“ sprach Schiller, derweil ihm Goethe, die Gelegenheit nützend, den Rock auszog, „weil das Genie nicht berechnend ist und auf geraden Straßen

wandert, weil ihm der Körper nichts gilt gegen den Geist!"

„Ich weiß nicht, ob das mit meiner Aufrichtigkeit stimmt," sprach Goethe nachdenklich; er schob mit dem Fuß die gefütterten Hausschuhe näher zu Schiller und nahm mit großer Würde, heimlich und rasch, die zweite Kerze aus dem Leuchter an sich; er verbarg sie im Schlafrock; die Tinte hatte Philipp Seidel, während des Abendessens, versteckt. „Im Grunde bin ich sehr falsch." Schiller hielt im Auskleiden inne.

„Sie falsch?"

„Ja: ich gab Auftrag, heute abend keinen schwarzen Kaffee zu servieren, weil der wider den Schlaf aufregt." Goethe sah mit Befriedigung, daß die übriggebliebene Kerze höchstens noch eine Viertelstunde leuchtete, „und weil ich Sie morgen für mich frisch haben möchte: ich will Ihnen meine Münzensammlung zeigen; auch in den Steinsammlungen sind neue Stücke!"

„Wenn die Krämpfe ausbleiben, von Herzen gern, sonst muß ich bitten, krank sein zu dürfen. Sie sagten vorhin, der Mensch sei armseliges Stückwerk? Warum sollte der Mensch nur Stückwerk sein?"

„Wenn Sie jetzt sanft und ausgiebig ruhen," sprach Goethe bestimmt, ohne zu antworten, und legte die Daunendecke bereit, „so werden sich die

Krämpfe sicherlich absentieren! Gute Nacht; ich hoffe, Sie in der Frühe frisch zu sehen." Mit freundlichem Kopfnicken ging er. Seine listigen Augen ersahen zwei „Horenhefte" im leergeräumten Büchergestell, schnell nahm er auch die noch an sich. „Wenn die Sonne unten ist, muß der Mensch schlafen. Gute Nacht!"

„Lassen Sie die Hefte hier," bat Schiller erregt, „ich kann nie gleich einschlafen!"

Befriedigt sah Goethe, daß die Kerze bereits fast herabgebrannt war; schlau, wie sein „Reineke Fuchs", log er: „Ich muß in aller Frühe ein Stück „Cellini" übersetzen, sonst stört mich meines Jüngsten Geschrei, und: ich weiß ohne die Hefte nicht, wie weit ich das letztemal kam! Sollen die ‚Horen' durch Sie, den Herausgeber, leiden?" Mit gestreckter Hand bettelte Schiller:

„Ich zeige es Ihnen! Geben Sie her! Ich hab' noch für drei Fortsetzungen Cellini-Material vorrätig!"

„Sieh da," log Goethe, stocktaub, und legte die Hand ans Haupt, „ich hab' ja auch meinem kleinen August einen Nachtkuß versprochen! Nun liegt der Bub' noch wach und wartet." Er schüttelte besorgt den Kopf. „Sehr ungesund! Er kann dadurch krank und arbeitsunfähig werden." Ohne Schiller anzusehen, der in höchster Spannung, flehend aufgerichtet, im Bett saß, verschwand

Goethe, die Tür kunstvoll als Winderzeuger benützend: die Kerzenflamme verlosch. Seufzend ließ sich Schiller zurücksinken:

Wie reich und weich die Kissen und die Decken in Goethes Haus waren! „Ach!" Mit brennenden Augen lag Schiller. Er getraute sich nicht, im fremden Hause Lärm zu schlagen, wie ers daheim getan hätte. — Goethes heimlicher Schlaftrunk wirkte. Schiller fühlte, daß ihn die Ohnmacht des Schlafes beschlich:

Widerwillig und todmüde schraubte er sich in die Sitzestellung. Nicht schlafen! Er empfand jede Müdigkeit des Körpers, in seiner Überreizung, solang sein Werk nicht gezwungen war, als entehrendes Hinsiechen des Geistes; ihm schien jeder Schlaf Niederlage und Zeitverlust zu sein! Mit aller Kraft seines ewigwachen Willens rang er dagegen! Gestern durch den Brustkrampf und heute; die Tage waren ohnehin der Arbeit verloren gewesen! Das ging nicht! Morgen verlor er wieder Zeit mit der Zusammenstellung des nächsten Horenheftes! Gott, Gott, wenn ihm nur wenigstens der Wallenstein gelang! Der war der Ausweg aus dem Geldgesorge; dann endlich konnte er die Horen lassen! Er lächelte trüb: Wenn sie früher nur nicht von selbst zugrunde gingen! Die Schlegels waren wacker an der Arbeit! Ärgerlich warf er den Kopf zurück:

Immer geriet er wieder in diese emsigen, armseligen Literatengedanken! Das entehrte ihn. Ob ihm die Lotte wohl pünktlich den Posteinlauf aus Jena hierher sandte? Auch diese Geschäftlichkeit haßte er. Weg! Er rang das Denken empor, den Schlaf nieder. Er saß aufrecht, mit einwärts stierenden Augen:

Wie hatte Goethe die einleitende Volksszene im „Egmont“ erklärt? Sie gab den Grundton? Gewissermaßen die geistige Landschaft, die den „Helden“ verständlich machte? Wallenstein war durchaus Heerführer! Man konnte ihn nur als solchen richtig erfassen! Wenn man also den „Grundton“, die Soldateska sah, die er zu Herren gemacht hatte, dann verstand man ihn? Die Gedanken umtasteten den Block in Schillers Hirn. Das Lager Wallensteins mußte in scharf gesehenen Typen auf der Bühne erstehen. Jeder, der sprach, war der Vertreter einer Gruppe gleichen Denkens im wüsten Heer! Die Typen, die er herausgriff — man mußte die Charaktere schon in der Waffengattung, der sie zugehörten, ahnen! — hoben sich, wie Hauptgestalten eines Gemäldes vom Hintergrund, vom übrigen Lagertreiben, von den Zelten, Marketendern, Troßweibern, Knechten, Kindern und all dem farbigen Wirrwarr ab, der zechte, gröhlte, würfelte und bramarbasierte. Aus dem unför-

migen Ballen, den die tausend Würzelchen des Dramas bildeten, wuchs schlank und folgerichtig grad sodann die Handlung! Alles, was sich später entfaltete und an sich selber starb, *an sich selber!* war schon im Anfangsdrama: die Verwegenheit des Wagemuts, der Aberglaube, die Selbstherrlichkeit.

Schillers sitzende Gestalt straffte sich. Sein Denken schlich der Erhellung näher: Zuerst die *Komödie*, wie das Leben: *erstes* Drama, dann das *Schauspiel*, mit den Intrigen, mit Maxens Liebe, Entschluß und Handlung Wallensteins: *zweites* Drama — dann die *Tragödie*: *drittes* Drama! Er stockte. Die Vorbereitung war zu lang! *Zwei* Akte! Er teilte! *Drei* Dramen schrieb er? Drei? Da er *eines* wollte? Drei?! Die Teilung lag im Stoff! Trilogie? ... Weiter! Neues Gedankenvoll drang vor. Auf *einmal* konnte er nicht alles lösen! *Einfach* mußte der Tragödien-Ausgang werden, *wenig* Personen, *wenig* Farben! Nur braun und schwarz. Statt des Kaisers Gesandtem, aus dem zweiten Teil, erschien hier ein Bürgermeister; statt der Generale zwei Hauptleute! *Nüchtern* mußte die Tragödie enden, kalt, zugespitzt, leer. Wie jedes Leben, aus reichem Anfang, arm und traurig sich zu Ende schlich.

Herrisch starrten Schillers eingesunkene Augen

ins Weite. Sie erblickten durch die Mauern des Zimmers, durch Weimar und Deutschland, im Sternenraum, jetzt endlich, endlich! die Weltgesetze. Die Hand fuhr zum Herzen, der Atem stockte: Schiller röchelte. Die Fäuste faßten das Bettzeug. Der Asthmakrampf!

Mit aller Kraft der schlaffen Lungen stritt Schiller. Stücklein um Stücklein, halb bewußtlos, zog er sich an der dunkeln Wand zur Höhe, schwer preßten sich die zitternden Handflächen auf die Tapete. Grad war der Weg, der Riesenweg, ganz klar vor ihm gewesen! Ganz klar! Ein Schwindel schüttelte ihn: er sah die Klarheit nimmer! Weg war sie! Völlig weggelöscht aus dem Gedächtnis! Fünf Akte? Sechs?! Nun saß er. Wieder mutlos, neu geschwächt! Er hüllte sich zitternd in die Decke, der Atem pfiff. Sehnsüchtig sah sein mattes Auge das helle Fenstviereck. Dort waren Luft und Freiheit!

Taumelnd, wie eine auferstandne Mumie, schritt er in hoher Weiße durch den Raum. Er stieß das Fenster auf: Luft! Luft!! Schon spielte sie um ihn. Sachte, linde Nachtluft war's. Weit hoben sich die Lungen im Gebet des freiern Atmens. Wie gut die Schöpfung war! Er starrte auf den leeren, von Schatten schwarz umhegten Platz vor Goethes Haus. Gut war die Schöpfung? Schmerzlich lächelte er. Es war

nur der Kontrast zur letzten Härte, der ihn so fühlen ließ: Wer mit dem Tod sich duzte, der hatte schon die Gabe, des Stündleins sich zu freuen, da er grad schnaufen durfte. Es war nur der Kontrast! Wenn er des Steiges dachte, der endlich vorhin grade hell gewesen, der wieder finster und verschlossen vor ihm lag, der nichts gelassen hatte als den Jammer, daß er schon hell gewesen, dann schwand die Ruhe gleich und auch die Dankbarkeit. Dann kam als Dank der Haß!

Dann kam als Dank der Haß? Kontraste, Antithesen! In jedem Worte saß der Wurm des Widerspruchs. In jedem! Allüberall! Ängstlich spähte Schiller zu den Sternen: Nie durften Leid und Not und Tod hiernieden schwinden — sonst wurde die Tragödie, die er schuf, nicht recht! Glänzend strahlten seine Augen in das weiße Licht des Silberfunkelns aufwärts, die trocknen Lippen hauchten dankbar:

„Die Form der irdischen Tragödie quillt mir mein Schicksal zu; ich schreibe mich bloß ab!“ Der Brunnen rauschte, im Parke schlugen Nachtigallen. Schiller starrte: Das Werk war zu vollbringen, weil er es gewollt! Im Halbschlaf stand er, weiß und lang, im Fenster, den Kopf gesenkt, ein glücklich Lächeln auf den Lippen: Er hörte Feldmusik, stolz ritt auf seinem Rappen Max, wie eine Schlange zogen Wallen-

steins Dragoner durch den Mond der stillen Ebene; ein gelber Reiter sprengte an, im hocherhobnen Handschuh das Billett, sie hielten; Schüsse, Todesschreie... er fuhr empor: Erleuchtete Fenster sahen auf den Platz! Aus Goethes Haus? Was war? Er fror und lauschte bang. Im Haus war Lärm! Rennen, Stimmen, Weinen. „Nachgesehen!"

Schiller öffnete die Tür. So weit er sah, brannten überall die Kerzen. Kalt war das Licht, abweisend, starr. Drohend und verlegen hockte die verscheuchte Nacht in den Ecken.

Philipp Seidel trat in den Vorsaal; er blickte in Schillers Frage-Antlitz, Tränen in den Augen. „Des Herrn Geheimrats Kindchen ist erstickt! Grad jetzt." Verstört lief er davon. Schillers Kopf sank, er hob ihn: Drüben, in der schwarzen Tür, stand Goethe. Alt, hager, streng und todumbraust. Im langen Mantel, einem Priester gleich. Die Stimme klang aus schauerlichen Tiefen, zu der die andre Menschheit nur im letzten Zucken ihres Todes fand:

„Kommen Sie, Freund, o kommen Sie mit mir!" Der Vulpius Weinen schloß die Tür ab, die Philipp Seidel sachte zugedrängt, eh er um Schillers Kleider ging. Sie schritten wortlos, vom Echo ihrer sorgenvollen Tritte hart umspottet, treppab, treppauf, in Goethes Arbeitszelle.

Sie saßen in sich eingesunken, kopfdumpf, machtlos und leer.

Ein Rauschen klang um sie, wie Kinderseelchen weinen, wie Orgelklang der satten Harmonie. Der Tod ging um, die Kerzenflamme zitterte im Lufthauch seines Schreitens. Sie fühlten sich vertieft, von neuem eng vereint und doch getrennt in ihrer Menscheneinsamkeit.

Schiller sah: In Goethes Händen lag das Haupt. Die Schläfen waren grau, der Hals verrunzelt! Verriet diese streng armselig einfach weißgetünchte Arbeitsstube d e n Goethe, wie er wirklich war? Wechselte er nach dem, was ihn umgab, sein Ich, wie auch die Welt in jedem Winkel sich verstellte? Der größte Mann beweinte hier ein Kind, das noch nicht denken konnte, das noch ein Tier gewesen? Schillers Mund wurde wider Willen abweisend herb. Goethe fühlte es; er sah langsam auf. Er sprach mit müder Stimme:

„Zur rechten Zeit beweist die große Mutter stets, daß wir uns überheben.“ Die Lippen zuckten; der Finger wies mit Ehrfurcht in das Haus, dorthin, wo seines Kindleins Leiche lag; er sagte bitter lächelnd: „S o v i e l, mein Freund, vermögen wir schon zu erkennen, s o viel! Aus Staub wächst die Kreatur, zu Staub sinkt sie. Hat es Sinn zu fragen: woher, warum und wozu? Zu schaffen? Mit Mühen zu leben? Wir sind, wir

gehen, alles andre ist düster, dunkel, unlösbar, von Rätseln umstrickt, von Geheimnissen regiert. Ich ahnte! Als ich von Ihnen kam, sah ich vermummte Gestalten im Garten, sie schaufelten und hoben ein Grab aus der Erde. Schiller, schonen Sie sich; das Leben ist kurz und der einzige Wahn, den wir nützen sollen gegen das Andre." Goethes Kopf sank wieder, die Schultern waren vor Schiller, neuerlich barg Goethe sein Haupt in den Händen. Der ungestrichne Weichholztisch bebte, im Mitgefühl der Erde, die die Tanne getrieben hatte, daraus er wuchs.

Schiller sah's: Gut war der „Wallenstein"! Nicht ein Mensch litt in ihm; sie litten alle! Aus Goethes Fingern quollen Tränen. Er schluchzte einmal auf. Schwer, schuldbewußt, erhob sich Schiller. Er trat zum Freund. „Das Kindlein hat es gut."

Reglos, wie tot, saß Goethe, starr in sich verklammert. Die Schultern bebten verräterisch. Schiller umfing ihn, zart und liebend drückte er seinen mitfühlenden Kopf an Goethes Kopf. „Die Kunst versöhnt."

Langsam sah Goethe auf; sein Blick brannte durch Tränen. „Das Weltweh faßte mich hart an," gestand er, „das Kindlein hat's ja sicherlich schon besser. Das Weltweh tut sehr weh." Er trocknete die Tränen. „Seien Sie nicht so rast-

los, Schiller. Nicht so rastlos!" . . . Goethe's Wahrhaftigkeitssonde zeigte ihm klar, daß aus ihm die egoistische Liebe, den Freund nicht zu verlieren, sprach: „Wir denken ja immer an uns," entschuldigte er sich bekümmert, „in allem und jedem; der Tod schmerzte nicht so, sähen wir nicht in jedem Leichnam das eigene Schicksal. Freund, seien Sie um meinetwillen kleiner; haben Sie ein wenig Angst und weniger Interesse dem Geheimnisvollen zu, das uns der Tod entschleiert. Ja?" Liebevoll, sich zum letzten Mut bekennend, ablehnend, sah Schiller in Goethes trüb fragende Augen. Goethe nickte, ein ungeheurer Schmerz, die Ahnung des mahnenden, größten Verlustes, stieg in ihm auf. Er stieß hervor: „Sie haben recht." Dann barg er das Haupt an Schillers Schulter. Er starrte, grausend und bewundernd, ins Dunkel dieser Erde . . . .

Vögel stimmten im Garten, Licht kam, grell fiel Sonne ins Zimmer. An jedem Blatt im Garten hing Tau. Goethe bewegte sich. Stark und mächtig. „Ich danke Ihnen, Freund," sprach er, „Sie müssen ruhen; ich will spazieren reiten." Er öffnete das Fenster, der Morgenwind raschelte im Papier, das die Regale füllte. Fürsorglich nahm Goethe ein paar große Steine aus den Laden, in denen er Ilmenauer Schiefer verwahrte; er sah sich sorgfältig im Zimmer um. Auf jedes Faszikel,

in dem der Wind blättern wollte, legte er einen Stein. Er sagte traurig, durch's Fenster zeigend: „Dort, beim Lebensbaum, saß gestern Christiane mit dem Kindlein!“ Schillers Hand war auf seiner Schulter.

„Sie müssen jetzt für einige Zeit verreisen,“ sprach Schiller, „suchen Sie Ihr Kindlein im Leben: in jeder Brust, die sich Ihnen erschließt, pocht die verlorene Seele.“ Prüfend, sorgenvoll sah Goethe den Schwerkranken an. „Wir sind ja stets beisammen,“ sprach Schiller, „hienieden — und auch wenn wir sterben.“ Goethes Antlitz verzog sich, die Hand fuhr schützend zum Rücken. „Ist Ihnen etwas?“

„Die Niere rebelliert — Angst hat der Körper vor der nahen Leiche; es hängt ja alles, eng verknüpft, zusammen.“ Er schellte. „Den stillen Braunen!“ befahl er. Er lächelte Schiller an. „Ich reite gegen Kochberg; dort hab ich schöne Liebeserinnerungen, aus fernster Jugendzeit, in Stein und Bäumen eingefangen. Von diesem Schönen will ich mir zu neuem Leben helfen lassen.“

Die Sonne stand im Fenster. Sie schüttete Licht nach allen Seiten. Fest sah sie Schiller an: Sie sah das Leid und auch die Freude, mit gleicher Wärme, kalt, fernher. Er zog den Atem: Man wußte nichts, man wußte niemals etwas von

dem, was einzig wissenswert; die Kunst bloß ließ es ahnen. Die Kunst, die Kunst! Er fuhr noch heute heim; noch heut begann die Niederschrift des „Wallenstein“! Wie gut war's nun, daß Goethe jetzt verreiste! Er brauchte Mut und Einsamkeit zum Werk. Sie mußten alle, alle von ihm gehn!

* *

„Nun scheiden auch Sie, Humboldt!“ sprach Schiller, traurig und bewegt, ein paar Wochen später. „Ich werde sehr einsam.“ Ernst und langsam erhob er sich vom Sessel. Sie reichten sich die Hände zu festem Druck; ihre Blicke sprachen Dankesworte und Gelübde. Humboldts sonst so sicheres Antlitz war blaß und erregt, die Lippen zuckten. „Nur mein Dank soll laut werden,“ sprach Schiller, „mein Dank für das liebe, bescheidene Hergeben Ihres Wissens, für Ihre taktvolle, selbstlosschöpferische Kritik!“

„Nichts davon!“ bat Humboldt.

„Unser Bund ist zur Dauer gesegnet.“ Humboldt nickte mit schwererrungener Fassung.

„Ihr Geist, Schiller, ist,“ sagte er sich tröstend, „jetzt so unveränderlich fest, daß ich Sie aus ihm in jedem Wort, auch in weitester Ferne, erkennen kann. Das ist mir ein Trost: ich kann Ihnen auch aus der Ferne dienen!“ Schiller wandte sich den Frauen zu:

„Du verlierst die einzige Freundin, Lolo," sprach Schiller. Gütig mitfühlend, sah er auf die weinenden Frauen. Frau von Humboldt schob den grünen Staubschleier zur Seite; innig küßte sie die Jugendgefährtin, die sie hartem Schicksal überließ. Unten fuhr rumpelnd die Kutsche vor. Sie nickten. Mit beiden Händen umkrampfte Humboldt Schillers Rechte; Schillers Linke zog ihn an die Brust. Der *letzte* Freund! Bleich und entschlossen stand er. Ein heller Schimmer flog um seine Stirn. „Ihr Feld ist die Welt, Humboldt," sprach er mächtig, „weg die Weichheit, die Pflicht ruft!" Humboldt nickte; mühsam gefaßt schritt er zur Tür, noch einmal hob er dort die Hand zum Gruß. Schiller lächelte; er winkte den Frauen, zu gehen.

Starr stand Schiller, vom beseligenden Schmerz umwoben, als drunten die Kutsche zu rollen anhub. Schwer schluchzend wankte er. *Allein*! Das Werk war zu vollbringen! Das Riesenwerk! *Allein* vor der Entscheidung! Er griff zum Hals. Schutzlos stand er dem Mißlingen bloß. Schaudernd schloß er die brennenden Augen; die Seele fühlte die Zukunftsqual.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kalter Regen floß an den Scheiben. Der Nachmittag fröstelte an der Abendschwelle. Bescheiden klopfte eine Hand an Schillers Tür. Ver-

sunken grübelnd stand er beim Fenster; er sah mit Schmerz die gelben, abgeblasnen Blätter, gleich übereinandergeschwemmten Leichen, im Wasserwust der dunkelnden Straße. Qualvoll war's zu sehen, wie der Wind roh in den armen Bäumen riß! Es klopfte wieder.

Mit gerunzelter Stirn wandte sich Schiller. Sein Blick fiel auf einen Zeitschriftenpacken: Beschimpfungen! Die Freunde der Schlegels waren rüstig! Es klopfte. Zu Weimar führten sie heut den „Egmont" auf. Er war mißlungen! Wie hätte er aus ihrem Zweiklang einen hämmern sollen, wenn er im eignen Werke zeigte, im „Wallenstein", daß beides, unzertrennlich, unverwischbar existierte und — fallierte? Seit Tagen kam von Goethe schon kein Brief! Schwieg er darum? Es klopfte wieder! Stürmisch! Unwillig sah Schiller zur Tür; jetzt war die Sprechstunde der Redaktion! Seufzend fügte er sich, unwillig rief er: „Herein!"

Verlegen stand ein hochgewachsener Jüngling auf der dämmrigen Schwelle. Beschmutzt, mit triefendem Kleid, das, trotz der Linkischkeit, den Adel der Gestalt verriet. Die frauenhafte, seltsam breite Stirn war weiß und kugelrund, der Blick der trüben Augen unstet. Schlapp hing das Felleisen vom schlanken Arm, dessen schmale Finger sich ins grobe Tuch des Rockes krampften, als gälte

es, das Weinen zu verhalten, das wie ein Hauch über der hilflosen Gestalt schwebte. „Hölderlin!“ sprach Schiller verwundert, „was tun S i e hier?“

„Verzeihen Sie, Herr Hofrat.“ Der Ankömmling faltete die wachsbleichen Hände. „Nur ein paar gute Worte,“ bat er mit silberner Stimme, „ich hab' sie nötig.“ Zuckend schwieg der kleine Mund, als fürchtete er sich vor der nüchternen Trübe der dunkelnden Schillerschen Studierstube. Schiller trat an den seltsam fremden Jüngling heran und sagte bestimmt:

„Ziehen Sie sofort den nassen Rock aus und tun Sie das warme Tuch hier um die Schultern!“ Schiller reichte Hölderlin das Wollzeug, in das er sich wickelte, wenn ihn der Fieberfrost schüttelte. „Hier!“ Des Jünglings stolz abwehrende Bewegung gab Schillers Worten den Schluß: „Vorwärts! Die Nässe Ihres Rockes atmet zu sehr Kälte für mich!“ Er zog den Glockenstrang. Hastig trat die Hausmagd ein: „Heißen Kaffee und Brot! Den Rock zum Trocknen in die Küche!“ Frau Lottes erregt fragende Stimme klang von unten; es war für sie stets ein aufregender Moment, wenn Schiller klingelte, gar jetzt, wo der Kleinste die Masern hatte! „Die Frau Hofrätin brauche ich nicht!“ sprach Schiller entschieden zum Mädchen. „Geh' Sie!“ Er drückte Hölderlin auf den Sessel; die langen, schön geformten Glieder

des Jünglings knickten übermatt. Hastig warf Schiller ein paar Scheite ins Feuer; er befahl: „Reden Sie.“ Die Hände auf dem Rücken, schwer und mühselig durch den luftdurstigen Mund schnaufend, schritt er durchs Zimmer; eine niederbrechende Gestalt zum Erbarmen, die der Wille zum höchsten Ausdruck des Stolzes steigerte.

Hölderlins Stimme klang scheu, als fürchtete er Strafe: „Ich bin weg von Frau von Kalb . . . zu Fuß hierher.“ In qualvoller Verlegenheit schlang er die Hände ineinander; es war so schwer, die Wahrheit zu sagen, „weil — weil mein Schüler keine Fortschritte machte, das heißt, Herr Hofrat, nicht d i e Fortschritte, die ich von ihm erwartete.“ Er stockte, unter Schillers durchdringendem Blick schamrot, und rieb die Hände. „Ich will mein Brot nicht g e s c h e n k t haben!“ sagte Hölderlin mit plötzlicher Heftigkeit, schmerzlich gekränkt, daß alles litt in dieser Welt und im ohnmächtigen Ehrgeiz aufbegehrend, der ihn zerfraß, „ich bin nicht zum Schulmeister geboren! Ich bin mehr wert, zwanzigmal mehr wert als der Herr Jean Paul!“ Er hing bestürzt den Kopf, seine Stimme sank zu bettelndem Kinderton, er schluchzte fast. „Herr Hofrat, Sie sind so stark und mutig, lassen Sie mich ein wenig hier bleiben, in Ihrer kräftigenden Nähe, bei Ihren Kindern, das rettet mich. Kinder sind wie Blumen und Einsamkeit.“

Verträumt, lebensfremd, hing Hölderlin den zarten und mächtigen Kopf mit den langen blonden Haaren, die müde zu beiden Seiten des schönen, wie gemeißelten Halses schwankten.

Prüfend maß Schiller den Haltlosen. Flehend schlug Hölderlin die großen Augen auf, in denen tiefe Melancholie wohnte; die Hände faltend, bat er: „Behalten Sie mich hier; ich verstehe die Menschen nicht." Zart und mit selbstbewußter Innigkeit lächelte er. „Die Stille des Äthers verstehe ich." Glücklich zog er ein Papier aus der Tasche; die zartflaumigen Wangen begannen zu glühen. „Hier ist ein Gedicht, wie es Goethe nicht kann!" sprach er, wieder heftig aufbegehrend, „Natur und Griechenhimmel!" Zaghaft-trotzig hob er sein Werk dem Angebeteten entgegen. „Drucken Sie's, bringen Sie's unter die Menschen, Sie sind's wert!"

Schiller warf das Manuskript achtlos auf den Tisch; er sagte: „Sie gaben Ihren Dienstplatz bei Frau von Kalb auf, weil die Dame Sie, sagen wir: in der Isoliertheit ihres hochstrebenden, stets unzufriedenen Geistes, erst zu sehr, jetzt zu wenig okkupierte." Wie gelähmt saß Hölderlin. „Sie nannten den Namen eines neumodischen, erfolgreichen Schriftstellers, der Ihnen nunmehr vorgezogen wird; das vertrieb Sie!"

„Nein," flehte Hölderlin und krümmte sich auf

dem Sessel, „ich ging nur, weil sich im Knaben häßliche Anlagen entwickelten.“ Hölderlins Augen wurden feucht. „Sie sprach so häßlich von Ihnen!“

Schiller lächelte. „Frau von Kalb nähert sich gern jungen Dichtern und erschrickt, wenn sie fühlt, warum!“ Seine Stimme war sehr mild. „Hölderlin, es wird der Armen mit Herrn Richter nicht anders ergehen,“ Schillers Zeigefinger beschrieb in der Luft einen Kreis: „ich, Sie, er!“

Hölderlin schrie auf: „S i e ?!“ Mit offenem Munde starrte er Schiller an.

„Hölderlin, wir sind Männer und Menschen; das ist doppelte Schwachheit! Sie gehörte zu der Entwicklung meines Leben, wie, hoffen wir es, auch Sie die arme Frau benötigten und — nimmer brauchen; s i e ist schicksalbelastet!“

Mit emporgestreckten Armen fiel Hölderlin vor dem Aufrichtigen auf die Knie. Er weinte zornig: „Oh stärken Sie mich doch in meiner schluchzenden Schwäche und grausigen Verlassenheit, daß ich auch so ruhig davon reden kann, dereinst, wie Sie! Immer, immer brauch' ich noch Menschen! Seien Sie mir ein hilfreicher Vater; Barmherzigkeit ist des Glücklichen P f l i c h t!“ Drohend erhob er sich: „Sie m ü s s e n mir helfen!“

„Ihr seid einander zu ähnlich gewesen!“ sprach Schiller. Milde fuhr er über Hölderlins Locken,

die glücklich erschaudernd die Liebkosungen an sich nahmen; tränennaß aufsehend nickte Hölderlin. Das Verständnis irdischen Fremdseins einte sie. Wie alles suchte und stritt! Wofür? Warum? „Wovon wollen Sie in Jena leben?“ fragte Schiller gütig; „ich bin selbst ununterbrochen in Schwierigkeiten; diese sind, scheint mir, jetzt noch im Steigen: die ‚Horen‘ stellen in wenigen Wochen ihr Erscheinen ein.“

„Warum?“ fragte Hölderlin schreckensbleich.

„Sie regten zu sehr zum Denken an. Ihren ‚Hyperion‘ könnte ich Cotta zur Buchausgabe empfehlen; mehr vermag ich im Augenblick nicht für Sie zu tun; Cotta kommt bald von der Leipziger Messe retour. Vielleicht gewährt er Ihnen einen Vorschuß. Was ich von Ihnen im ‚Musenalmanach‘ unterbringen kann, ist kaum der Rede wert.“

„Frau von Kalb gab mir reichlich von ihrem wenigen Geld,“ sprach der Knieende, „sie ist ja so gut und dennoch . .“ ein zorniger, weher Schatten lief über sein Antlitz, das gleich wieder hell wurde, „ich will jetzt bloß S i e sehen und dichten!“

Schiller hob den jungen Landsmann vom Boden auf; er lächelte Gewährung. Dankbar sank ihm Hölderlin um den Hals und stammelte: „Jeder Blick von Ihnen ist Sieg“. Asylsuchend preßte der Halbverhungerte, für diese Welt Halb-

irre, seinen Kopf an Schillers Brust. Scheu sah er auf: er hatte das harte, ungleichmäßige Rauschen von Schillers Herz gehört.

„Ich habe Fieber,“ sprach Schiller, seine Hand drückte des Jünglings Kopf gewaltsam nieder, „das darf Sie nicht genieren!“ Die unbeobachteten Augen stierten in die fallende Finsternis:

Wie hoffnungsbegehrend die Jugend war, wie sicher, trotz aller Unreife und Schwäche! Das gab Sieg! Stundenlang stritt er, den Körper niederwerfend, um jede Zeile! Daß dieser „Egmont“, den er verpfuscht hatte, heute zu Weimar durchfiel, wußte er! Alle Mühe und aller Wille der Welt wogen nicht eine glückliche, selbstherrliche Stunde der Eingebung auf. Die kannte er nimmer! Nur Hirnzeug und Worte! Das war nichts! Jetzt, da er im Selbstschaffen umschmiß, wußte er erst, wie recht sein Ekel gegen alles war, was er früher durch lange Jahre trieb! Wenn er nur einmal noch naiv sein könnte! Er seufzte stumm: Er war's ja nie gewesen! Er war ja fertig, abgenützt im früchteleeren Kampf, wozu hoffen, lügen? Aufrichtigkeit! Er wußte nun zur Völligkeit, wie sich Tragödien bauten; das Wissen ward nicht Tat! An allem zweifelnd, zweifelte er immer mehr an sich; jeden Satz, den er schrieb, strich er aus. Die Unfähigkeit des kranken Körpers gewann die Herrschaft. Die

Schlegels hatten recht! Alle, alle hatten recht, die gegen ihn waren. Die Jugend besaß gewinnenden Instinkt! Hardenberg! Der junge Freund von einst war auch sein Feind geworden! Recht so! Recht so!

„Ich schlafe seit Wochen schlecht," sprach Schiller erklärend zu Hölderlin, die Tränen traten ihm, infolge der schweren Überreizung seines siechen Körpers, in die rot entzündeten Augen; er biß die Zähne aufeinander, um ein verschlossenes Antlitz zu erzeugen. Des anderen Kopf freigebend, sprach er kühl und gefaßt:

„Gehen Sie jetzt, lieber Hölderlin, hinab; Sie werden staunen, wie groß mein Karl geworden ist. Sagen Sie meiner Frau, ich käme sogleich; sie möchte sich nicht heraufbemühen!" Er drängte den Jüngling zur Tür. „Lassen Sie sich ordentlich zu essen geben; man muß gesund sein, will man — was erreichen!" Heftig winkte er Hölderlin zu, er möchte gehen. Schiller floh, nicht mehr Herr seiner Fassungslosigkeit, in die Deckung der schattenwerfenden Ecke. Das Ofenfeuer beleuchtete seine knochigen Beine, deren Füße im tiefsten Schmerz sich aufeinanderpreßten; das Gesicht blieb dunkel.

„Wäre ich wie Sie!" sprach Hölderlin, nach der Tür tastend. „Die Seele lacht mir in Ihrer Nähe!" Musik in sich, ging Hölderlin.

Schillers Keuchen drang durch den Raum: Nur mehr der irrsinnig gewordene Wille war sein, zu leisten, was keiner noch vermocht; alles andere war tot in ihm. Der Wille, der übergroße Wille, zerbrach den störrischen Leib. Müde zum Niedersinken, gewann er seit Wochen keinen Schritt Boden. Förderte ihn Goethes Nähe und die Aussprache mit ihm, so warf ihn der ewige Vergleich mit dem Abwesenden in tiefste Mutlosigkeit. Goethes Meinung, von der Unfähigkeit der Mitmenschen zu dauernder geistiger Erhöhung, hatte, ohne daß er's wußte, gefährliche Wurzeln in ihn geschlagen; das raubte der Schöpferfreudigkeit die letzte Kraft. Wie Haß überkam's ihn jetzt manchmal gegen den Freund, der seine betäubenden Illusionen gemordet hate. Hätte er ihn gelassen, wie er war! Nun war er hoffnungslos. Ohne Hoffnung konnte er nichts leisten! Warum dann überhaupt schaffen? Warum dann überhaupt? Trostlose, segenlose Hirnarbeit war die Egmont-Überarbeitung; die Massen ordneten sich nicht, die erkannten Gesetze wuchsen nicht ins Fleisch. Überall waren Lücken, tote Stellen, überall wußte man, *warum* der das sagte, warum *der* das tat. Wo blieb die Spannung? Spannung war unrein! Fad, unkünstlerisch, trocken, schulmeisterlich war das andere! Wie voll, wie saftig, wie die gereifte Frucht auf dem Baum war Goethes Werk: Der Egmont

— ohne seine verschlechternde „Verbesserung"! Vielleicht zeichnete nur die Ferne, die Goethes Menschlichkeiten verbarg, den Maßstab so drückend ins Unendliche? Nein, nein; er hatte, überheblich, zur Höhe gehetzt und lag jetzt am Hang. Wenn Goethes Brief nur käme! Vielleicht brachte der Klarheit? War das nicht Ekel, schauererregend, daß er den anderen brauchte, für sein Werk? Gott: brauchte? Die Briefe halfen nichts! Die Briefe, die sie wechselten, sagten viel zu wenig, gar nichts; Humboldt war fern, der hatte eben Geld und suchte auch nicht mehr, als er leicht finden konnte, Körner traf nicht in die letzten Höhen! Widerspruch kam; Schiller wehrte ihn ab: „nein, nein, ich bin nicht ungerecht!" Befohlener Stolz strammte ihn. Er stand allein! Keine Seele durchdrang, gottlob, die andere!

Er riß sich zusammen und ging zur Kommode. Dort nahm er tastend eine Flasche Likör aus der untersten Lade; ein Glas stand daneben. Drei-, viermal füllte er es; gierig trank er. Das gab ihm die Süßigkeit, die das Leben verweigerte. Er trat zum Tisch, nahm das Blatt Papier, das ihm Hölderlin anvertraut hatte, und ging damit in den Feuerschein des überheizten Ofens. Die Dunkelheit um ihn lauerte; das hellere Fensterviereck schielte spöttisch drein. Gesenkten Kopfes, mit den

Lippen gierig die Worte kostend, las Schiller, wie ein Dieb, den „Sonnenuntergang“:

„Wo bist du? Trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling
Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt;
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen!“

Eine Träne klatschte auf das harte Papier: Zu den Frommen war der Sonnenjüngling hinweggegangen! Zu denen, die ihn ehrten und nicht mit Fäusten nach ihm griffen! Zur dichtenden Jugend, die sorglos schuf, die aufkam und Front gegen ihn machte, gegen ihn und sein Werk, das er vergebens wollte, nicht konnte. Roh schrien sie sein Unglück aus; der Jugend Roheit hatte recht! Was waren die Gedichte? Verzweiflungsschreie, Übungen des Wollens, Philosophie in falscher Form, Dichtungsverfälschungen!

Eisige Verlassenheit und Hilflosigkeit schüttelten Schiller. Zerfetzt, zusammenhanglos, flatterten im überhitzten Hirn die Gedanken, die hastig, irrsinnig, alles auf einmal bessern wollten und n i c h t s besserten: Maxens Auftritt mußte gedämpft werden, die Pappenheimerszene verlangte

mehr Ruhe! Das war's! Er hatte bloß noch immer Feuer, noch immer nicht Ruhe, die zur Tiefe führte! Weg mit dem Feuer! Weg! Endlich, endlich weg damit! Echt, wahr, einfach wollte er sein, wie dieses Leben, wie Goethe! Verzweifeltes, vergebenes Ringen! Er sah zur Schreibkommode, deren Lade er einen Zettel eingeklebt hatte, damit er täglich, stündlich, sich besänne. „Wahrheit, Schlichtheit, Kälte!" stand von ihm darauf geschrieben, mit dicken Lettern der Verzweiflung. Das las er täglich, wenn er die Handschrift aus der Lade nahm. Er lachte hysterisch: Was blieb ihm, wenn er sein Feuer tilgte? Nichts! Seit dem Don Karlos, der ihn heute anwiderte, war ihm nichts mehr gelungen, Versprechungen und Absichten über Absichten und Versprechungen! Was von ihm überhaupt in der Welt sprach, lag lange Jahre zurück. Er knirschte mit den Zähnen: Es mußte gelingen! Es mußte, mußte, mußte! Weg mit der Freude, weg mit der Begeisterung! Alles Schöne und Rührende, alles Hinreißende mußte, mußte doch getilgt werden können, damit das Ganze gelänge. Damit es war, wie dieses erbärmlich harte Leben: Hart und logisch, zum Tode orientiert! Gelang's dann? Das war's ja! Immer das gleiche wurde es: Nüchterne, kalte Hirnkonstruktion. Die Gestalten im „Lager", der zweite Jäger, der

Kroate, der käuflich war, der ehrliche Arkebusier, der Buttlersche Dragoner. Gott, das war doch alles so gestellt, so hingepappt. Fein, säuberlich, ordentlich aufgezogen und geputzt wie die Rädchen einer Uhr. Der Wallenstein war hier in seine Atome zerlegt. Kopfarbeit, Kopfarbeit! Wo blieb das Herz? Die dramatische Uhr konnte nicht laufen, weil ihr die treibende Federkraft des Temperamentes fehlte. Das Herz? Eben! Das d u r f t e nicht sprechen, nach den Gesetzen, die er nun als richtig bekannte! Er stöhnte: dieser Widerspruch in ihm war des Lebens Kern! Wenn er den f a s s e n konnte! Wenn er nur nochmals alles so vor sich erblicken konnte, wie damals, nachts, in Goethes Haus!? Nur noch e i n m a l! „Nicht grübeln, a r b e i t e n!" befahl er. Was sagte der Vater? Die Hand fuhr zum glühenden Kopf: Gestern, gestern hatte er da weiter gewußt. Da hatte er's gewußt! Dann war die ermattende Nacht voll Husten gekommen, heute war alles wieder öde und leer. Ja, ja: Weltfreude, Sonne, süße Einfalt, Ruhe und Gläubigkeit, sie waren ihm geschwunden. Allzuwahr! Allzuwahr war Hölderlins Gedicht. Verwüstet lag das letzte Land seines geringen Besitzes, nimmer wuchs die Saat; den höchsten Gipfel ersprang er nicht! Was das schrecklichste war: G a b ' s diesen Gipfel für Menschen? Unbarmherzig, immer mehr und mehr, sah er

enge, unbewegliche Grenzen. Vergeblich stieß er an sie. Fieber und Weltangst schüttelten ihn, die Zähne schlugen aufeinander. Verstiegen hing er im Gewänd. Nur ein Wunder konnte retten. Er schauderte in Angst- und Sehnsuchtshoffnung. Schon fühlte er den Riesenfinger hinter sich. „Hilfe, Hilfe" stöhnte er, „wer hilft mir?"

Senkrecht goß der gepeitschte Regen an die Scheiben, der Wind heulte. Schwarz, ohne Lichtpünktchen, lag der Himmel, als söge er alles Leben ein. Kam der Tod?

Nach Mitternacht rührte Hölderlin dröhnend den Klopfer an des Doktors Tür. „Dringend läßt die Frau Hofrätin Schiller bitten, der Herr Professor möchten sofort kommen; der Herr Hofrat rührt sich nimmer!" Todesfurien sah der verängstigte Jüngling in den Lüften reiten; Lichter trugen die Pappeln, wie von Engeln, die zum Himmel reisten. Gläubig betete er zum fernen Sonnenlicht, es möge ihm sein starkes Vorbild am Leben erhalten.

* *

Cotta brachte Geld und Zuspruch. Unwillig winkte ihm Schiller, todmatt im Bette liegend, ab; er sagte mühsam und bang: „Wie geht es meinem Vater?"

„Er läßt Ihnen sagen, daß er entschlossen sei,

in zwei Jahren, zur Feier seiner goldenen Hochzeit, in Jena auf e i g e n e m Pferde einzureiten!"

Schiller deckte die Hand über die Augen. „Ach Gott," sprach er abwehrend, gepreßt, „wer erlebt das!" Schillers tastende Hand griff nach Cotta. „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen mit den ‚Horen' das Geld aus der Tasche stahl," bat er. „Sie hatten recht! Lassen wir sie ohne Sterbespruch eingehen."

„Im Gegenteil, ich bin entschlossen, sie weiterzuführen, zumindest noch ein Jahr!"

„Nein!" sprach Schiller und drehte sich gegen die Wand, um seine Tränen zu verbergen. „Die Masse soll ihr Recht haben; ich b i n ein Narr! Sie opferten meinem Wahne schon genug! Halten Sie sich an die Schlegels und Kotzebues der Literatur! Dann werden Sie Erfolg haben und Geld verdienen!"

„Herr Schiller!" sagte Cotta, „Ich danke Ihnen so viel Aufrichtungen und Hilfen, wenn ich an der Zweckmäßigkeit und dem Bestehenkönnen meines Geschäftes zweifelte, daß Sie mir nun schon erlauben müssen, einmal mehr an Sie, als an mich, zu denken!"

„Verrücktheit ist's, die Menschen bessern zu wollen; sie verstehen nicht einmal, daß ich das w o l l t e! Ich hasse die Menschen! Ebenso

mächtig als ich dereinst, in Überspanntheit, sie zu lieben vermeinte!"

„Herr von Goethe, den ich in Karlsbad besuchte," lenkte Cotta vorsichtig ab, den beobachtenden Blick nicht vom unruhigen, eingefallenen Rücken des Kranken lassend, der sich in den Decken verkrampfte, „hat den Plan, erbittert über die jesuitischen Angriffe wider seine Liebeselegien, die Stolberge öffentlich abzukanzeln." Wägend, ohne es zu wissen, schon wieder voll vom Interesse der instinktiven Selbsterhaltung, drehte Schiller den Kopf. „Er will sie grob abkanzeln!" sprach Cotta. „Schön wär's, das mit den Gegnern der ‚Horen' ebenso zu machen? Nicht? So eine Art Kampfplatz für jedermann. Exzellenz von Goethe ist überhaupt auf das Publikum sehr schlecht zu sprechen, das Kotzebue zum Helden des Tages macht." Cotta seufzte: „Wir müssen eben den Kampf durchkämpfen; wir werden ja sehen, wer zum Schluß der Stärkere ist; die Geschäftsliteraten und skrupellosen Verleger oder wir." Schillers schwächender, mißtrauischer Blick glühte:

„Sie verlegen ja auch Schundware!"

„Damit ich Sie und die ‚Horen' halten kann!"

„Mein Vater lebt also noch?" fragte Schiller und blinzelte verlegen. „Lebt er noch?"

„Jawohl," sagte Cotta, mit ernstem Blick Schiller beruhigend, „es geht ihm nicht schlecht."

Die Eltern und die Nane lagen am Lazarettfieber krank! „Hätte er sonst den Plan, Sie zu besuchen?“ Cotta beugte sich zum Reglosen nieder, Mitleid und kritische Beobachtung im weltmännischen, angespannten Antlitz. „Wollen wir so mutlos die Flinte ins Korn werfen?“ mahnte er drängend.

Langsam sah Schiller auf. „Wenn ich sterbe,“ sprach er, „nehmen Sie sich, Cotta der Meinen an; meine Schriften werden viele Käufer finden, wenn die Gegner, des Honorares wegen, Totenartikel über mich schreiben! Die Meinen sind nicht viel Last für Sie; der Herzog versprach Herrn von Goethe, für den Fall meines Abscheidens, die Versorgung der Kinder!“ Angstlich, mißtrauisch, hob Schiller den Kopf. „Lebt mein Vater wirklich noch?“ Cotta nickte; er reichte Schiller bewegt die Hand.

„Wenn es Ihnen nötig scheint, heute schon über den Fall Ihres Todes zu beraten,“ sprach er ernst, „mein Wort gilt: was Ihnen teuer ist, steht, solang ich lebe, unter meiner Obhut!“ Wieder kamen Schiller die Tränen; dankbar nickte er durch den nassen Vorhang seiner Augenwimpern, er vergrub den Kopf in die Polster. Cotta befeuchtete erregt die Lippen. Er erkannte, daß Goethes Vorschlag und seine Absicht, die in ihrer Verwirklichung die einzige Hoffnung gaben, daß sich das pöbelverfolgte Journal noch einmal aufraffte, mit

Schiller nicht mehr zu realisieren wären. In diesem Zustand schrieb sich auch kein „Wallenstein“! Cotta entschloß sich, heute noch, Goethe zu benachrichtigen.

Am Nachmittag kam Christophinens Brief, der Schiller die schwere Erkrankung der Seinen verriet; am Abend kam das Fieber, ärger denn je. So ging's Tag um Tag, in Selbstvorwürfen und zermürbendem Ringen gegen die Felsen der Unendlichkeit, die das Gefieder von Schillers stürmenden Adlergedanken zerstießen, hoffnungslos, bis das Wunder geschah:

Über Schillers mutlos gebeugte Gestalt im Krankensessel lief ein nervöses Beben, er dachte der Heimat: Ohne Hilfe lagen die Lieben! Allein, verlassen, vielleicht schon vom Tode umstrickt. Schillers inneres Auge ersah ein weißes Bett — ein gelbes Totenantlitz darinnen. Starr hingen die Arme, glatt lag das Haar am Kopf, die Nase sank spitz und eingefallen, gleich einem blauen Strich ruhte der Mund. Stöhnend riß Schiller den Blick zum Fenster; der Schweiß stand auf seiner Stirn. Der Vater war's, den er als Leiche vor sich sah! Er lächelte matt seiner Frau tröstenden Blumenstrauß an, der im Wasserglas vor ihm starb. Gottlob, noch war's mit seinem Vater nicht so weit! Die Phantasie! Diese verfluchte Phantasie! Die malte jedes Fleckchen Ereignis gleich

zum Riesenbild. Es war ja sein „Geschäft“: aus dem, was anderen nichts war, das Letzte, alles, aufzubauen! Schwer hing der sinnende Kopf, voll von Innennarben, in seiner Hand: Die Reise heim, zum Vater, hielt er nicht aus! Was aber tat er hier? Dort lag ein Sterbender, und hier gedachte des sterbenden Vaters einer, der lebendig faulte? Ein Pferd hielt vor dem Haus.

Eine volle, ruhespendende Stimme klang im Flur. Wär's möglich? Wider Willen lächelte Schillers Mund; die eingesunknen Augen begannen zu glänzen, die Hände tasteten auf den Stützen des Sessels. Erbarmte sich das Leben? Kam Goethe? Goethe?

Hastig ergänzte Lotte im Stiegenhaus ihren brieflichen Hilfeschrei: „Den ganzen Tag starrt er wortlos vor sich hin.“ Kummervoll nickte Goethe; er stieg hastig die Stufen hinan. Er klopfte fröhlich dreimal an Schillers Grufttür:

„Her—ein?“ ..

Gebräunt und lebensstark, sehr laut, trat Goethe ein. Betroffen sah er die Verfallenheit des Freundes, der sich, vor Freude zitternd, mühsam erhob. „Da wäre ich also renoviert, Freund,“ sprach Goethe mächtig. Kräftig drückte er des andern Hand, absichtlich und gewaltsam die Weichheit des Mitleids zurückstauend, die ihn schmerzlich beim traurigen Anblick befiel. „Ich bin wie-

der ins Leben verliebt," sprach Goethe, „das ist die Folge jedes Gesundwerdens!" Er rieb sich heftig die Hände. „Mit wirklich großer Freude hörte ich drum," sagte er stark, „in Ergänzung Ihrer pessimistischen Nachrichten, daß unser ‚Egmont' hier gar niemandem gefiel; es ist also für uns auf der Welt noch etwas zu tun, bis wir allen gefallen werden?" Er lachte. „Mir wäre fürwahr leid gewesen, mich jetzt schon, als einer, der hienieden alles erreicht hat, im Äther auflösen zu müssen; gar jetzt, wo ich gerade meine Nieren so wundervoll reparierte."

Schiller fühlte etwas wie eine segnende Medizin. Er entspannte den Körper und sank, hoffend und grübelnd, in den Sessel zurück: Goethes letzte Briefe waren voll bittren Sorgens über schwerste Kunstprobleme gewesen, nun trat er, stärker geworden, laut und sicher auf, als sei er ein Kaufmann nach gelungenem Handel? Schillers wühlender Blick prüfte: War das Maske? Oder gab's solche Erholung des Menschengeistes durch die Gesundung des Körpers? Spielte ihm Goethe Komödie vor? Sollte er am Ende doch, wenn er wieder besser atmen konnte, Streichers Einladung nach Wien folgen? Hoffte man wieder, wenn man gesund war? Konnte er denn überhaupt wieder gesund werden? Nein! Das war's ja!

„Ja," sprach Goethe, der beobachtend, mit starken Schritten, unablässig die Stubentiefe gemessen hatte, stehen bleibend, „nach Ihnen ist viel Nachfrage in der Welt; wahrlich: verteufelt viel Nachfrage! Ich muß neidisch bekennen: mehr als nach mir!"

„Nachfrage?" Schon wieder glomm das ewig narrende, segensreiche Hoffnungslicht in Schillers müden Augen. „Ich kann's mir denken!" sprach er, spöttisch in sich die Freude der befriedigten Sehnsucht abwehrend.

„Urdumme Reminiszenzen kramten an allen Ecken Männlein und Weiblein über Sie aus; ja, Freund, das heiße ich berühmt sein! Das ist Berühmtheit!" Mutwillig zuckte Goethe die Achseln. „Ich antwortete, je nachdem die Leute waren: Einem General sagte ich, zum Beispiel, Sie seien eine Kriegernatur, die stets mit Pistolen schlafen ginge, die die Feder, statt des Schwertes, rein zufällig führte; einer alten Jungfer, die Fürstin ist, erzählte ich, daß Sie ein Frauenlob seien, pure sang! Einem österreichischen Millionär und Hofrat, der tobsüchtig demokratisch ist, versicherte ich, Sie seien genau wie Karl Moor und bereuten, daß Sie den Räuberhauptmann, statt über alle Staatsarmeen siegen zu lassen, hätten sterben lassen. So waren alle mit Ihnen zufrieden, das schafft Anhänger!"

„Das Publikum hat, mag es auch noch so gebildet sein, weder Kindergeschmack noch die Einheit der Bildung . . .“ Schiller brach ab. Mit seltener Befangenheit fühlte er, daß die Art dieser theoretisierenden Feststellung nicht zur gesunden Natürlichkeit paßte, die Goethes erfrischender Ton über ihn wehte. Goethe schnippte mit den Fingern:

„Mißratne Kinder der Natur erzieht man,“ sprach er, „nach wie vor, die hochlöbliche theoretisch-wertvolle Humanität beiseite, am besten durch liebevolle Prügel.“ Scheinbar vom Thema abweichend, sagte er: „In Karlsbad hatte ich stets Ihre Gedichte in der Tasche!“ Schillers Hand machte eine schmerzlich-abwehrende Handbewegung: alles Unsinn! Und: was nützt das?

„Meine Gedichte sind Mist,“ sagte Schiller traurig, „wenn ich das hätte schreiben können, was mir im Reiche der Phantasie erschien, dann wären sie vielleicht gut geworden!“

Goethe stieß sich nicht an dieser Stimmung, die er zu gut aus eignem kannte: Er behielt mit Sicherheit seinen Kurs. „Das Vorlesen nützt sehr viel,“ sprach er bestimmt, „in jeder Gesellschaft las ich aus Ihren Gedichten. Jede Gelegenheit nahm ich beim Schopfe: zum Beispiel, man muß beim Sprudel warten oder es kommt ein Platzregen, man tritt in eine Wirtschaft, überall recken sich in Langeweile die Hälse von

Christen- oder Heidenseelen. Zumeist las ich im großen Kreise." Lächelnd, überredend, zuckte er die Achseln. „Wir müssen für uns die Reklame selbst machen, lieber Freund, um dem Guten zu dienen," sprach er, „die andern haben nur für sich und ihren Schmarren Zeit!" Das Weltwissen schloß in Goethe, beim Anblick Schillers: der Mensch ist kein Gott; so hoch er auch steht, er braucht Befriedigung der Menschlichkeiten, findet er die nicht, verwehrt er sich, aus Trotz und überheblichem Götterhochmut, die Existenz der Kleinlichkeiten in sich, so muß er zugrunde siechen, da ihm die Wurzeln der Irdischkeit fehlen! Es ist unklug, Selbstmord ist's, alle Kindereien in sich sterben zu lassen! Goethe sah Schiller nocheinmal fest an und sprach entschlossen:

„Ein Strafgericht ist überhaupt not, gegen diese hundsföttischen literarischen Schweine-Sansküloten, gegen diese skrupellos sich hinauflobenden Spitzbuben und eitlen, schmeichlerischen Lumpen, gegen das Schreibpack à la Kotzebue, die bloß schmieren, des Geldes und der Eitelkeit wegen, ohne inneren Drang, die uns schädigen. Dieses aalglatte Gesindel muß gestraft werden für sein rotzbübisches Kesseltreiben wider die „Horen", für seine verbrecherische Irreführung des nichtsahnenden Lesepöbels, der den Schweinen immer auf den Leim geht, wenn die angeblichen Poeten Geld ver-

dienen oder Weibern gefallen wollen! Wir wollen ihnen, Freund, brennende Gastgeschenke hinten aufbinden; Xenien, die stinken! Wir wollen uns kein Blatt vors Maul nehmen, wollen einmal dem Publikum zeigen, was es als geistige Könige krönt! Vielleicht geniert es sich dann doch ein wenig! Meine Farbenlehre, für die diese engen, im Kopf situierten Strohmagazine viel zu dumm sind, besudeln sie. Jawohl! Heiliger Donner; wir verdienen nichts Bessres, wenn wir gebrochen, beleidigt und untätig-traurig zusehen! Diese Renitenz und Retizenz muß abgestraft werden, abgestraft, daß sie die Wiederkehr vergißt! Der Weg für den „Wallenstein“ muß geebnet werden!“ Im Gesicht dunkelrot, schrie Goethe, mit der Faust hieb er auf den Tisch:

„Die Bande setzt ja unser heiligstes Schaffen herab, wir leiden! Jawohl, verehrter Freund, geben wir's wenigstens einander zu: wir leiden darunter, und diese Kerls baden sich in Eitelkeit, Frechheit und Anerkennung; drum ist Haß, statt der Resignation, das einzige Gesundheitsrezept für uns! Hassen Sie! Hassen Sie!“

Den vermeintlichen Feind in sich abwehrend, der Goethes Worten verräterisch zujubelte, sprach Schiller: „Cotta berichtete mir schon von Ihrem Zorn.“

„So!?“ schnaubte der Gewaltige und geriet

nicht aus der Fassung, „desto besser, da kann ich mir das weitere Reden sparen!“ Böse hob er den mächtigen Kopf mit den zarten Frauenlinien. „Das Strafgericht über die schreibenden Schurken der Zeit ist eine Verpflichtung, die wir der Nachwelt gegenüber haben; wir müssen verhindern, daß sich diese Eiterbeule weiter in unser kreuzbraves, saudummes Volk setzt. Wir, und die Ernsten nach uns, wollen erklären: wir sind aus anderm Holz! Machen wir's in den ‚Horen'!“ Heftig widersprach Schiller:

„Die ‚Horen‘ sind tot, ich rühre nimmer daran! Ein Literaturgezänk, als Ende meiner hochgedachten Entreprise, setzte die Höhe meines Wollens von einst herab! Rachsucht ist nicht meine Eigenschaft.“

Goethes Augen wurden riesengroß. „Gott sei Dank; ich bin rachsüchtig!“ rief er frohlockend, „die verantwortungslosen Kerls sollen in ihren Hosen zittern! Wenn Sie die ‚Horen‘ eingehen lassen, fange ich, justament, eine Kunstzeitschrift an, ‚Die Propyläen‘ wird sie heißen!“ Wegwerfend zuckte Goethe die Achseln. „Wo die Züchtigung des Zeitpackes geschieht, ist mir gleichgültig; geben wir die Xenien in den Almanach! Rachsucht sagten Sie? Pflicht ist's, damit die Menge unser reines Werk begreifen kann! Pflicht!!“ Mit herrlichem Zorn hob Goethe

die Fäuste. „Ich bin mit Galle voll bis oben; sie sollen's spüren!"

Wie ein Lächeln ging's über Schillers müdes Antlitz. „Sie kommen von Karlsbad und sind voll Galle?" fragte er matt, „Sie wanderten wieder nicht pünktlich zum Sprudel, scheint mir?" Sein Antlitz verfinsterte sich plötzlich; er sagte hart, lang gehegten Groll entladend, Goethen in den Rücken fallend, es war Aufrichtigkeit: „Wie wollen Sie gegen das Schreibergesindel losgehen, wenn Sie doch mit ihm verkehren, mit ihm freundlich sind?" Drohend sah ihn Goethe an. „Wo Sie sogar die Schlegels und Kotzebue, auf Ihrem Theater aufführend, goutieren?" Goethe maß ihn hell:

„Sie wollen damit sagen, daß ich korrupt bin?"

„Ich verstehe Sie seit langem darinnen nicht, daß Sie sich solche Leute ins Haus ziehen, daß Sie sich von solchen Leuten hofieren lassen! Ein Lob aus solchem Munde beleidigte mich!" Goethe lächelte verzeihend:

„Mir ist's recht," sprach er ernst, „wenn man mir hilft. Ich hab' gar nichs dagegen! Die Kerls verdienen mit meinem Lobe Geld, bleiben drum bei guter Laune, und es kommen, was die Hauptsache ist, gute Werke ins Volk. Meine Werke! Zudem ergötzen mich diese Kerls; sie tragen mir offen, da sie mich für dümmer halten, als ich bin,

ihre dreckigen Seelen zu, das stärkt mich im Glauben an mich; einer schimpft über den andern, das ist putzig! ich bin ja nur wertvoll, weil die andern so gräßlich wertlos sind. Im Theater? Ich hab nicht soviel gute Stücke, daß ich die Kotzebuereien entbehren könnte; nur in abwechselnder Kost behält zudem der Leckerbissen seine Bedeutung." Goethe machte eine niederträchtige, liebenswürdig anzügliche und einladende Handbewegung: „Ich erwarte Ihren ‚Wallenstein'." Damit Schiller nicht antworten konnte, griff Goethe hastig in die Rocktasche. „Ich lese Ihnen gleich ein Spottverslein vor," log er, „lassen wir das Andre! — das ich schon auf der Reise verbrach." Wichtig sah er vom leeren Papier auf, das er eigentlich zu völlig anderm Zwecke in der Tasche trug. „Es betrifft die idiotischen Angriffe wider den Fortschritt, also auch wider meine Farbenlehre, und handelt von den sieben Spektralfarben des Lichts." Machtvoll rezitierte Goethe, aufs leere Papierblatt blickend, was der Augenblick gebar:

„Welch ein erhab'ner Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister,
Künstlich zu spalten den Strahl, den wir nur einfach gekannt,
Das ist ein pfäffischer Einfall! Denn lange spaltet die Kirche

Ihren Gott sich in drey, wie er in sieben das Licht."

Röthe stieg in Schillers Wangen; ihm waren die angreifenden Worte von vorhin leid. Augenzwinkernd sagte Goethe: „Ich hab' noch etwas! Für meine ‚Jugendfreunde'! Die Mistkerls wagen, die Antike gegen das Christentum herabzusetzen!" Scharfsinnig tat er den ermunternden Stich: „Die Stolberge bekämpfen auch Ihre Götter Griechenlands!"

„Das tun viele."

„Sie beschimpfen, was sie nicht verstehn; also beschimpfen sie alles." Goethe stutzte: sein Inneres warf ein neues Xenion ans Licht. „An die Philister," sprach er und rollte die ewig-jungen Augen: „Freut euch des Schmetterlings nicht: der Bösewicht zeigt euch die Raupe, die euch den herrlichen Kohl fast aus der Schüssel verzehrt." Schiller lächelte. „Wissen Sie," sprach Goethe, der nun bereits zugänglichen Schillerschen Stimmung eine persönliche Entladung vorbereitend, „mir schwant so etwas wie eine „Votivtafel an die bürgerliche Sicherheit", wie sie der Philister ersehnt, dem die Gesundheit seines Bauches das wichtigste ist, der von unseren schweren Kämpfen und ermattenden Niederlagen, die stets neuen Sieg ankündigen, nichts ahnt.

Der nicht weiß, daß wir alle beim Schaffen unsagbar leiden müssen, soll das Geschaffene gut sein! So wie," fest sah er Schiller an, der tiefer, gleichsam lauernd, den Atem zog, „etwa: ‚Nur das feurige Roß, das mutige, stürzt auf der Rennbahn' . . ." Goethe sah wartend zur Seite. „Die zweite Zeile will sich nicht fügen," sprach er langsam, dem andern den Fußtritt der Denkkutsche herabschlagend, damit Schiller einstiege und mit ihr zurück in Poesieland führe. „Ich find' sie nicht. Nur das feurige Roß, das mutige, stürzt auf der Rennbahn." Schillers gedankenspitzender Geist nahm die Einladung an; seine Stimme ergänzte stark, Herrn Schulzens und vieler anderer gedenkend:

„Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher."

„Göttlich!" sprach Goethe, mit Lippen, als kosteten sie Süßigkeit, „göttlich." Er wußte: wenn der Mensch grob war, gesundete er! „Mir wäre das nie eingefallen! Sie müssen mir helfen! Ich appelliere an Ihre Freundschaft! Wir machen das Strafgericht gemeinsam. Ja? Wir richten so lange öffentlich hin, bis kein Hund mehr die Kerle anriecht! Niemand darf verschont werden! Schlegels kommen auch dran! Herder und Wieland lassen wir allein ungeschoren; die waren doch einmal fixe Kerls!" Beschwö-

rend hob Goethe die Hände: „Haben Sie das letzte von Herder gelesen? Du lieber Gott! Die Kunst soll sich der Moral unterordnen?" Das schreibt der Mann, der selbst einmal die saftlosen Greise verspottet hat, die das Neue, das Knospende nicht sähen, und jetzt ist er selber stockblind." Goethe schüttelte den Kopf. Rasch verebbte das schmerzliche Zucken, um seinen Mund. „Das ist das Leben! Morgen fangen wir, lieber Freund, unser Werk an; ich bleibe hier in Jena," Schillers Antlitz wurde froh und frei, „meinem herzoglichen Echo, — es schreibt seit neuestem seine Briefe völlig in meinem Stil! dem Weimarer Jupiter, sage ich, ich benötigte eine Nachkur. Seien Sie froh, daß die „Horen" verendet sind; jetzt haben Sie alle Zeit für sich frei und Ihre Kunst muß nicht mehr teilen!" Goethe entschloß sich, den Herzog zu veranlassen, Schillers Bezüge sofort zu erhöhen. Sollte eben die Jagemann vom Theater etwas weniger Nebeneinkünfte ihres fürstlichen „Freundes" haben; sie ging nicht deswegen von Weimar weg! „Sie müssen mir in den wissenschaftlichen Studien beistehen!" sagte Goethe, „Ich bin zum Platzen voller Entwürfe! Werden Sie mir beistehen?"

„Wenn ich kann . . ." Schiller stockte; stirnrunzelnd sah Goethe zur Tür: die Magd trat ein. Sie trug Butterbrote, die Frau Lotte herauf-

sandte. Goethe maß von rückwärts die eckige, dummheitatmende Gestalt des Jenenser Bauernkindes. Niederträchtig zwinkerte er dem Freunde mit den Augen zu. „Ich meine," sprach Schiller sarkastisch, „es ist am besten, man liest mein Lied von der ‚Würde der Frauen' von rückwärts nach vorn; so nimmt sich's dann auch wahrhaftig aus!" Laut und glücklich lachte Goethe; der überstiegerte Freund kam zur Erde zurück!

„Haben wir erst den Winter überstanden," schmiedete Goethe weiter, „müssen Sie vor die Stadt ziehen, in ein Gartenhaus; Licht, Luft, Baumgrün und Himmelsblau sind der Menschheit sicherste Arznei; Sie werden erst sehen, wenn Sie das genießen, wie schön das ist!"

Sonnen- und duftumwobene Erinnerungsbilder der Kinderzeit schuf Goethes Satz vor Schiller; er sah auf, als sähe er die Welt zum erstenmal. „Sie haben recht," sprach er verwundert-beglückt, „vielleicht muß der Mensch wirklich nicht nur in sich sehen, sondern auch an sich denken; isolierte Einsamkeit wirkt lähmend. Sie haben Ihre Dienstreisen und Ihren Verkehr; ich hab' bloß Sorgen und Schmerzen." Er stieß den Kopf vor. „Verzeihen Sie mir, was ich vorhin, der Schlegels und Ihres Umganges wegen, sagte!" Goethe machte eine erledigende Handbewegung. „Wollen Sie mir einen Gefallen tun?" Scharf und entschlossen

wurden Schillers schlaffe Züge; er wollte jetzt nur an sich und nicht an — andre denken; fragend, mit Freude zustimmend, sah Goethe ihn an. „Meiner Schwägerin Karoline zweiter Mann, Herr von Wolzogen, käme gern nach Weimar; er mußte der Franzosen wegen von seinem Gute fliehen. Sie kennen der Line Roman aus den ‚Horen'? Sie hat viel geistige Interessen, und ich verspräche mir von ihrer Nähe für mich mannigfache Anregungen. Sie ist ein kluger und feiner Kopf. Könnten Sie in der Sache etwas tun?"

„Herr von Wolzogen wird in die Landesverwaltung berufen werden!"

Leben Sie herzlich wohl!" sprach Fichte zu Schiller, das Felleisen auf dem Rücken. „Der faule Friede kann nimmer lange dauern; das Kriechen der Herren Reichsfürsten übernimmt sich zu sehr." Kräftig schüttelte er Schiller die Hand. „Der verfluchte General . . .", er stockte, „ich weiß den Namen nicht; der, der Italien stahl, hat schon wieder gesiegt!"

„Man sagt, Bonaparte zöge zum Rhein?" Unruhig schlugen Schillers Wimpern. „Was meinen Sie dazu?"

„Der Kerl *kann* nicht ewig siegen!" Grimmig lachte Fichte. „Ich bin dem Karl August und dem patenten Geheimrat", er sah Schillers Unwillen, als er so von Goethe sprach und beruhigte: „haben Sie keine Angst; ich sage nichts mehr über Goethe! — und dem verehrt-langweiligen Professorenkollegium von Herzen für meine Entlassung dankbar." Er breitete, die Muskeln anspannend, die Arme. „Jetzt bin ich ein freier Mann und kann *handeln*!" Mächtig umfaßte er Schillers Hand. „Tun Sie Ihre Pflicht!" bat er inbrün-

stig-eindringlich. Schiller sah ihn ernst und traurig an:

„Sie haben ja zu mir kein Vertrauen," sagte er.

Fichte schüttelte den Kopf: „Sie sind jetzt, nach meinem Weggang, der einzige Mann in Jena!"

Schillers Augen leuchteten auf; er gab Fichtes Handdruck fest zurück. „Das Beste will ich; ob's gerät?"

„Pflichtlos darf der Herrgott, soll nicht alles schief gehen, bei k e i n e m von uns sein! Ich hab das auch gerade den Ordens-Chargierten gesagt." Fichte lächelte gerührt. „Die Kerls haben mich nicht weggehen lassen wollen!" Er zog energisch, um seiner Rührung Herr zu werden, die Riemen des Reiseranzens auf der plumpen Schulter an. „Gott befohlen! Hauen Sie in die Geister der Nation in I h r e r Art, wie ich in der meinen predigen will." Er lachte beglückt. „Allüberall wird w e i b l i c h über Ihre ‚Xenien' geschimpft; das hätte ich Ihnen, Hofrat, nicht zugetraut! Nein, das hätte ich Ihnen wirklich nicht zugetraut! Das ist herrlich!" Schiller zuckte die Achsel.

„Ist das nicht bloß Literatengezänk?" fragte er unsicher tastend. Fichte widersprach heftig:

„Sie zerstören festgewurzelte Anschauungen! Sie zeigen, daß man anders denken kann und

darf, als die Schock-Brut! Wird diese Überzeugung auf allen Gebieten allgemein, so sind wir Sieger! Gott grüße Sie! Wenn wir uns nimmer sehen: anständige Menschen sind wir gewesen!" Fichte ging lauten Schrittes; die Gläser seiner Brille beschlugen sich feucht. Schillers Augen starrten: Sie gingen alle von ihm, in die Welt, zur Tat. Nur er ... Er schüttelte den Kopf: Er brach das Denken ab; er war einstweilen dazu noch nicht stark genug! Er traute seinem Schicksal. Es rief ihn, wenn es Zeit für ihn! Er wollte Fichte nachsehen, nichts andres, das gab Zerstreuung; er blickte durchs Fenster:

Weit schritten die kurzen, derben Beine Fichte's aus. An der Straßenecke hielt er; er sah Schillers bleiches Antlitz, sehnsüchtig, durch die Scheiben, zu sich niederleuchten. Fichte hob die Hand, wildgrüßend, trotzig empor, die Finger gespreizt. Schiller winkte. Wehmütig fühlte er urplötzlich, daß er dem Lauten innerlich verbunden war: sie wollten ja das gleiche: Reinheit! Gutes! Schiller starrte trüb durch die kleinen Scheiben; gleich einem Kerkergitter trennte ihn das Fensterkreuz vom Leben. Eine Träne kroch die eingefallne Wange nieder. Er riß sich auf und ging zu Danneckers Büste. Kraftbegehrend stierte er in die leeren, drohenden Augen seines eigenen Bilds. Ihm fiel nicht auf, daß Lotte die Büste, heimlich

und mit schwerer Mühe, heraufgetragen hatte, zur Stärkung seines Wollens und Vertrauens. Mutig hob sich, beim Kunstwerk-Anblick, wieder seine enge Brust. So, wie sein Innres war, das sich die Menschen schufen, wie sie ihn sahen, so wollte er, so mußte er auch sein! Auch hier in Jena war der Tat ein Feld bereitet. War er auch krank! Auch hier in Jena durft und konnt' er helfen! Ungeduldig sah er zum Schreibtisch. Dort lag Goethes dieswöchentliche Xenien-Ernte. Schiller ballte die Faust. Wie lange noch damit die Zeit vergeuden? Aus jedem Xenion quoll ihm ein Gedicht! Er stampfte auf: Das durft nicht sein! Um seines „Wallensteines“ willen nicht! Noch nicht! Alles riß und schwebte urplötzlich wild lärmend in ihm. „Ruhe!“ Die geballte Faust hieb in die Luft. „Ruhe!!“ Schiller trat zur Schreibkommode und nahm den Kiel: Die Eltern!

Er schrieb der Schwester Christophine nun zu Ende; sie mußte helfen! Er gab das Geld, wenn sie zur Pflege hin nach Stuttgart reiste. Er setzte schon die Feder an, wieder überfielen ihn die alten Gedanken: Sein Blick flog flehend hoch: Wie ekelhaft war diese Xenien-Prügelei! Woher kam Hilfe, Kraft zur Kunst? Was riß ihn wieder hoch? Das Schicksal? Was erlöste ihn? Das Schicksal!

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Was heißt das?“ fragte Goethe bös, Schillers Rede nachspottend: „ich brauch die Xenien nimmer“! Zum Drei Teufel! Was heißt das? Erklären Sie mir gefälligst Ihre Laune! Wer will nun große Kunstwerke von uns sehen? Wer, heh, wer ist dieser Herr „Wer“?!“

„Meine Schwester Nane ist an der Kriegsseuche gestorben — und mein Vater ist krank und wehrlos vor den französischen Plünderern in die Wälder geflohen,“ sprach Schiller tonlos. „Vielleicht lebt er nicht mehr!“ Abbittend, vollverstehend, umfing Goethes Hand die seine. Er bangte um die Mutter in Frankfurt, um alle Menschen, und erkannte: nun galt es, das Leben durch die Kunst zu überwinden, wie früher: die Kunst durch das Leben. „Ich denke Ihres ‚Faust‘ und meines ‚Wallenstein‘,“ sprach Schiller, das Antlitz mit größter Energie ruhig haltend. „Das Höchste nur ist fähig, uns zu helfen!“

„Ich hab' was andres im Kopf,“ klang's nachdenklich, schon weltenweit, aus Goethe, „etwas, das verschönt.“ Dumpf und beladen sagte Goethe: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser tut, sich dem Schmerz zu überlassen oder sich durch die Beihilfen der Kultur zusammenzunehmen.“ Die Erscheinungen vieler verstorbener Menschen traten trübe, von seiner Seele zur höchsten Schönheit geläutert, in seine Er-

innerung. Bärbeißig nickte er mit dem Kopf. „Bon, unternehmen wir das letztere; falsch ist alles!“

„Und richtig!“ betonte Schiller fest; er wies auf das aufgeschlagne Heft, das vor ihm lag, „ich hoffe, heute so lange zu schreiben, bis mich die Müdigkeit gnädig wirft, damit ich traumlos schlafe.“ Er lächelte traurig, rückte den Sessel und griff wieder zur Feder, flehende Entschuldigung im Blick. „Ich will hier die Soldaten lachen lassen,“ sagte er, zum Wallenstein-Manuskript niederzeigend, „damit ich nicht weine!“

Goethe sank hinter dem Ofen auf die Bank. Er sah müde und sorgenvoll aus. Wie Nebel über eine sonnige Landschaft fällt, so hüllte ihn die Schwere des Schicksals ein, das er neuerlich in seiner tatsächlichen Grausamkeit erkannte. „Lassen Sie mich zusehen, und helfen Sie mir, wenn's mich abschleudert,“ sprach er leise und zitterte, „vielleicht entzündet sich mein poetisches Rößlein auch zum Lauf in himmlische Gefilde.“ Schwerbedrückt stützte er den Kopf auf die Arme, die sich wider die Tischplatte stemmten. Unverrückt, nachdenklich, sah er der eilenden Feder des Freundes nach, vom Feuer gespenstisch beleuchtet. Der Bohrwurm nagte an den Brettern unter Schillers Stuhl. Unbeweglich saß Goethe: ein alter Mann. Schmerz wob im Kopfe, um die verlorene Bestän-

digkeit des Glaubens, um die unwiderruflich versunkene Ruhe des Herzens . . . Glück und Ruhe gab doch einzig die Natur, die Abwendung vom vergänglichen Leben der Menschen! . . . Gut war, gegen ihn, der Landmann daran, dessen kleiner Kreis in göttlicher Stille ihm die Welt war! . . . Goethe dachte seines Gartens am Stern: Die Idylle allein ließ das Schicksal vergessen . . . Reiseerinnerungen wehten schleierhaft drein, die sehnsüchtige Erinnerung an eine ferne Jugendgeliebte, verschönte Bilder der Jugendzeit kamen zum Trost: Das deutsche Epos „Hermann und Dorothea" nahm zaghaft tastend Farbe und Form in ihm an.

Schiller zerriß mit Heftigkeit das Manuskriptblatt. Mist war das, was er schrieb! Er erhob sich hastig. Die Finger zitterten, die Schläfen dröhnten. Er griff nach zwei Briefen, „Lotte!“ rief er.

Schon stand sie vor ihm. Das Schürzchen glatt streichend, maß sie ihn ängstlich. Er sah sie ruhig und kühl an; sie fand dennoch das unzufriedene, qualbange Klagen im Hintergrunde seiner gebändigten Augen. „Könntest du, zur Not,“ fragte er sachlich, „bei uns noch einen Menschen beherbergen und speisen?“ Sie erschrak, daß ihr die Beine schwer wurden: Das Wirtschaftsgeld reichte ja kaum für sie!

„Ach ja,“ sagte sie hastig, weil sie durch sein verdüstertes Antlitz fühlte, daß er ihre Einwilligung haben wollte, „im Alkovenzimmer!“ Befriedigt reichte er ihr den einen Brief:

„Lies, wenn du Zeit hast! Der Reinwald will die Christophine nicht länger auf der Solitude, bei Vaters Pflege, lassen; er zetert heftig; die Phine schreibt mir's auch!“ Er hob den zweiten Brief:

„Hier!“ Er seufzte: „Ich werde ihn, da du ihn bewirten kannst, in Gottes Namen, für die Zeit, die er noch allein ist, zu uns einladen.“ Er sah sie traurig lächelnd an. „Zuträglich wird er uns beiden nicht sein, aber,“ trotzig stellte er das Kinn vor, „sollen die alten Eltern, im Sterben, unter seinem gelangweilten Egoismus leiden?“

„Er soll nur zu uns kommen,“ sprach Lotte ergeben, mit milder Hingabe zärtlich ihres Gatten Rockärmel streichelnd, „ich werd' es ihm schon möglichst bequem machen.“ Dankbar senkte Schiller den Kopf.

„Denk dir,“ sagte er gerührt, „die Phine schreibt mir, daß die arme Nane zur Bühne gehen wollte, um in meinen Stücken zu spielen! Noch auf dem Sterbebett redete sie davon.“ Er ballte die Fäuste, um nicht weich zu werden. Der Lotte liefen die Tränen. „Die Tote soll mir nicht umsonst vertraut haben,“ sprach er, sich zusammenreißend, „schick mir die Line!“

„Ja,“ sagte Lotte; es tat ihrer großen Liebe gar nicht mehr weh, daß er die Schwester, und nicht sie, zur Hilfe rief. Sie ging.

Als die Tür hinter seiner Frau zusank, ließ Schiller den Kopf auf die Brust sinken. Müde trat er in die Nebenkammer. Er tauchte ein Tuch ins Wasser und tat die Kompresse auf den schmerzenden Kopf. Wieder heraustretend band er sie

mit einer Binde zum Turban fest. „Hier bin ich, Schiller," sprach Karoline von Wolzogen.

„Setz dich!" Sie tat's; er schritt durchs Zimmer, von ihren klugen, abwartend-bereiten Augen gefolgt.

„Ich habe mich, wie du weißt," sprach er, „stets vor der Niederschrift der Max- und Thekla-Szene gefürchtet. Ich weiß, daß ich in Dingen des Herzens noch immer nicht nüchtern genug bin." Er hielt und sah sie streng an; wildbüschelig stand sein Haar vom Kopfe ab. „Um es kurz zu sagen: Ich bin wieder, trotz aller Zucht und Strenge mit mir, in die Jamben hineingerumpelt!" Der nasse Umschlag schwankte. „Dadurch habe ich das Stück jetzt in zwei Formen!! In zwei Formen!" lachte er gequält und verlegen. In der Klarheit des Beiseitestehenden sah ihn Karoline ruhig an:

„Warum gibst du deinem Innern, dessen Fühlen doch das instinktive Einfließen in die rhythmische Sprache deutlich genug zeigt, nicht nach?" sagte sie. „Schreibe den ‚Wallenstein' in Jamben!"

„Weißt du, was du sagst?" Der Schweiß brach ihm aus.

„Du wirst wahrscheinlich dadurch sehr viel Arbeit haben, sehr viel noch einmal schreiben müssen; du wirst aber sicherlich dabei zufriedener sein." Er starrte zu Boden. Die Pulse jubilierten. Der Um-

schlag sank vom Kopfe, als würfe ihn das heftige Denken ab: Sie hatte es gesagt! Wenn das Gerüst des Werkes von der Vernunft gezimmert stand — das Fleisch wuchs ihm vom Fühlen! Er erkannte: was Karoline riet, das war sein innres Wollen! Humboldt war schuld an der Verschüttung seines Innenwillens! Humboldt! Die Pietät, die Blödheit, anderen zu gehorchen, war schuld daran, daß er sich selbst verdrängte! Er hing aus Liebe und aus Dankbarkeit am Freundesrat. Er schüttelte den Kopf. Niemand war fähig, ihm zu raten, sie regten ihn bloß an! Das war so! Er strich die Stirn in neuem Wissen! Man wurde blind im Starren auf das eigne Werk. Stolz suchte sich die kranke Brust zu wölben: Selbst seines klügsten Freundes Rat griff fehl. Nur was er wollte, er, er ganz allein, das galt! Er war der unumschränkte Herr des Werkes, das ihn folterte. Der Herr? Tastend suchte die Hand einen Sessel; er sank in sich zusammen, die Hand über die Augen gelegt: Ein armer Herr! So saß er lange, beinern sah die eingefallene Brust aus dem Jabot. Karolinens Blicke verehrten ihn.

„Laß mich allein,“ bat er, den Blick fühlend, die Augen aufschlagend, „ich will erst die Gedanken wieder ruhen lassen, ehe ich mich entscheide. In der Hitze faßt sich kein rechter Entschluß!“ Sein

Blick wurde warm. „Line,“ sagte er herzlich, „ich danke dir!“ Er lächelte, verlegen über die Wärme seines Ausdrucks. „Kunst heißt,“ sagte er entschuldigend, „erlaubten Wahnsinn üben.“ Sie erhob sich und schritt, freundlich nickend, zur Tür. Starkwillig und entschlossen, jetzt anderes zu denken, nahm Schiller die Hallesche Zeitung zur Hand: hier war Zerstreuung und Unterhaltung. Er las:

„Stürbe doch Schiller!
Mich dürstet's so sehr nach seinem Kadaver,
Halte, Prosektor indes, immer die Messer bereit.“

Schiller schüttelte den Kopf. Verwundert über soviel Roheit! Was es doch für Leute gab? Er ließ die Zeitung sinken und lächelte: Wie sie ihn zankten und bissen? Jetzt hub der Zorn der Literaturbrut, gegen ihn, erst so ganz richtig an, und wo war e r schon wieder? V i e l weiter! Ihm war die Xenien-Sache heute Hekuba! Er dachte Goethes Wort: „Alles Vergängliche ist ein Symbol.“ Es war des Künstlers Symbolum: er führte an, doch stets, bis ihm die andern nahekamen, war er schon wieder weit; das schuf den Zorn der Kleinen, die Wut und die Verbitterung, das schuf ihm Einsamkeit! Er zog die Brauen ein: War er so stark und groß in Wirklichkeit, daß er es hatte wagen dürfen, andere zu schmähen? Die Xenien waren

die Dokumente seines Überragens! War dieses n i c h t: Beweis der dünkelhaften Überheblichkeit? Vollkommen war er n i c h t ! Sein Werk schon gar nicht! Von allen andern aber verlangte er's!? Er hob mit Stolz den Kopf: Verlangte er von sich doch auch das Höchste! Er seufzte: wo war das Tribunal? Er schüttelte den Kopf; die Welt war tief und dunkel! Er hatte früher solche Stimmungen verlacht. Seit er als Reifer schuf, verkannte er sie nicht mehr: Er fuhr ja aus dem Hafen. Er war ja kühn! Schon warf das Meer die hohen Wellen über ihn. Im Hafen saßen der satten Bürger Dichter, samt ihren Freunden, geschützt, geborgen, berühmt im kleinen Ruhm des Hafenwassers, darauf sie fröhlich segelten und sich begrüßten: Versicherungsgesellschaften des kleinen Ruhms! Er aber suchte sich die g a n z e Welt, den Ruhm der Welt; das Meer war stürmisch und gefährlich, jedoch es war die W e l t! Er schuf nicht für Schriftstellerklüngelei, fürs V o l k schuf er! Der Höchsten Bestes, Größtes, nur war wert dazu! War e r sein Wollen wert? Er seufzte: Wenn er den Rechten kennte, dem Einen, Großen, wirklich Größten aller, wenn er's nicht selber war — er w a r es nicht! „Weg Goethe!" schrie's in ihm — d e m wollte er, mit Herzblut, Mittler sein! Nicht selbst mehr Dichter! Er wollte ja nur helfen! Die Menschheit zum Höchsten führen, für das

werben, schreiben, sprechen, leiden, dulden, betteln, sterben! Das wäre dieses Lebens wert. Jedoch: Wo? Wer? Wo war der Größte? Goethe? Er schloß die Augen, nur im Innern lebend, von der Gedankenflut umstürmt, daß keine Welle klar in sein Bewußtsein drang, weil sie die nächste Nächste gleich zerwarf, um gleich der nächsten Nächsten sich zu geben. Schwer war sein Kopf, betrübt. Das Ziel war nicht zu sehen, noch zu ahnen. Je mehr der Mensch erkannte, je tiefer er zu sehen vermochte, je höher er in seinen Umkreis drang, um weit zu sehen — je ärmer wurde er an Frieden, je höher stieg der Zweifel, je tiefer brach sein Hoffen nieder, weil Mehr-Erkennen hartes Weiter-Wissen-wollen schuf! „Das Leben hilft sich selbst," sprach Goethe. Wie? Dreist wurde die Türschnalle niedergedrückt:

Unbekümmert und resolut knixte eine dicke Frau über die Schwelle, die derben Hände lagen auf der Brust gekreuzt. Schiller war wie im Traum: „Gesegnet seist du, mein Heiland dafür!" sprach die Erscheinung schnaufend, „Ich seh' ihn, den Großen, von Angesicht zu Angesicht! Dichter und Mensch!" Schmatzend küßte die Frau den dicken Zeigefinger ihrer Rechten. „Herr Hofrat! Ich lieb' Ihre Kunst, all Ihre Bücher hab'n wir uns g'kauft; so lebenswahr sind die Gedichte, so schön! Auch die Rosl hat s'. Sie hat nämlich

g'heiratet! Aber: schreckhaft teuer sind's! Nicht, daß ich mir einen Rat erlauben tät; aber: wenn's billiger wären, kauften's mehr! Sie hat ein' Holzhändler in Reichenhall g'ehelicht; sie haben nicht zuviel, aber doch sehr auskömmlich. Was ich sagen wollt! Zuerst hat sie ein' Günzburger Offizier im Kopf tragen, Wirtsleut an der Donau sind wir, dazu hat's nicht g'reicht! Wie wir Ihr Stück g'lesen haben: „Die kabale Liebe", da war's aus mit mei'm Alten; erschlagen hat er's wollen; da hat's anders wählen müssen, erst widerwillig — jetzt hat s' drei Buben! War das nicht g'scheiter, als daß sie sich vergiftet hätt', samt dem adeligen Kampel? Und die ‚Glocke!!'." Sie küßte die Luft. Gelähmt saß Schiller; er lebte noch in dieser Welt, die er aus frühern Jahren kannte; sie war noch immer so! Es war kein Traum; da stand ein Weib daraus!

„Was wollen Sie?" fragte er, die Finger glitten hilflos die Sesselkante entlang.

„Mein Bub studiert da!" Sie zeigte in den Boden. „In Jena. Wie ich den besuch', hab' ich mir vorgenommen, er hat uns immer soviel von Ihnen g'schrieben, geh' ich zu Ihnen. Schon im Herbst wär' ich da g'wesen, aber die Franzosen, halt die Franzosen!" Sie trat liebend näher. „Bleich sind S', sonst hab' ich mir Sie so vorg'stellt; das Bild im ‚Karlos' ist nicht gut." Sie

lachte gerührt. „Wenn mein Alter gut aufg'legt ist, so pfeift er den ‚Kampf mit dem Drachen!' Damit meint er mich!“ Sie sah ärgerlich zur Tür, in der, mit schweren Selbstvorwürfen, daß sie die Frau nicht abgefangen hatte, Lotte Schiller stand. „Das gibt's jetzt nicht!“ sagte die Wirtin erbost, die Ellenbogen gegen Lotte Schiller hebend, „ich hab' ihm jetzt erst erzählt, was er bei uns gilt, jetzt g'hört er noch mir; hoppla!“ Rotköpfig, mit großer Kraftanstrengung, zog sie, vergnüglich unbekümmert, ein umfängliches Buch aus ihrer Rocktasche, „jetzt muß er mir einen Spruch in unser Stammbuch schreiben!“

„Es ist meine Frau,“ sprach Schiller mit plötzlich heller Stimme; er erhob sich. „Sie holt mich zu einer wichtigen Besprechung ab.“ Die Wirtin lächelte breit.

„Die Frau Hofrat? Küß d' Hand, ergebenster Diener; das is was anders! ich gratulier zu dem Mann.“

„Liebe Frau,“ sprach Schiller, zur größten Verwunderung Lottens, dem sonderbaren Besuch warm die Hand drückend, „Sie haben mir sehr wohlgetan.“

„War nicht aus!?“ Freundlich den Kopf neigend, schritt Schiller zur Tür, „grüßen Sie alle daheim,“ sprach er stark, dort noch einmal stehen bleibend. „Seid weiter so gesund, dann werdet

Ihr weiter glücklich sein!" Er ging und wußte jetzt, daß der Vertreter seines innersten Denkens und Fühlens im „Wallenstein", Max, nicht durch Menschenhände fallen durfte! Das Menschengeschlecht war nicht wert, der Töter des Idealisten zu sein! In seinem Stück wenigstens nicht! Die Menschen negierten sich zu sehr selbst! Er lächelte; aber sie waren heiter anzusehen! Er wurde ernst: Nur die Natur war wert, ihr edelstes Sein zu zertreten; das Hirn notierte triumphierend, das Auge sah's: Von den Rossen ward Max zerstampft!

Nachmittags lief Schiller seiner Frau Schwiegermama in den Weg: Er war hinabgegangen, um Lotte und den Kindern die Marzipansachen zu bringen, die ihm als Dank für seine „Glocke" eine alte Frau aus Königsberg gesandt hatte, deren zittrigen Namen er nicht lesen konnte. „Ei, ei, Herr Schwiegersohn," sagte Frau von Lengefeld etwas spitz, „sieht man Sie auch wieder einmal?"

„Er hat zu arbeiten, Mama!" sprach Lotte gewohnheitsmäßig energisch, bei verweisendem Blick; „er hat keine Zeit für uns!" Sie erhob sich. „Soll ich zu dir hinaufkommen?"

„Was dichten Sie jetzt," fragte Frau von Lengefeld, „wenn man fragen darf? Ich hörte eben mit Freude, daß sich schon fünf Theaterdirek-

toren angefragt hätten! Was ist es? Traurig oder lustig? Man sieht Sie eben nie ..." Sie schwieg durch Lottes Blick. Das neugierige, animierende Schauen ließ sie sich jedoch nicht verbieten. „Erzählen Sie!"

„Ich arbeite, chère mère, an einem Trauerspiel, in dem einer umgebracht wird."

„Ach Gott, wieder was Düsteres; Sie verdienten mit heiterem Genre das Dreifache! warum denn: Trauerspiel?"

„Weil sonst die Welt zu urvergnügt wäre." Frau von Lengefeld setzte sich zurecht.

„Wollen Sie mir nicht ein wenig davon erzählen, was sich drin abhandelt?"

„Aber Mama," bat Lotte, „dazu hat der Schiller doch wahrlich keine Zeit!"

Frau von Lengefeld verwies, den Blick aufmunternd auf dem Schwiegersohn: „Laß ihn selbst reden, Lolo!" Sie sah flehend Schiller an. „Es ist so furchtbar penibel," sagte sie, „wenn man als nächste Verwandte von allen Seiten gefragt wird, und man kann nie Auskunft geben; am Ende meinen die Leute gar, wir wären zerstritten!" Ihr Gesicht wurde offiziell: „Den Herrn Herzog interessiert's auch!"

„Da muß ich gehorchen", sagte Schiller sarkastisch, sich mit beiden Armen auf die hohe Sessel-

lehne vor sich stützend. „Erzählen Sie also dem Herzog, daß ich an einem ‚Wallenstein' schriebe!"

„Wer ist das?" Mißtrauisch sah Frau von Lengefeld für einen Augenblick die starre Lotte an, „ist das am Ende wieder historisch?"

Bekümmert zuckte Schiller die Achseln. „Wieder historisch!" Er lachte. „Wegen der Toten kann ich weder landesverwiesen, noch aufgehängt werden."

„So schreckliche Sachen kommen drin vor?"

„Nicht mehr, als sich täglich ereignen." Frau von Lengefelds Vertrauen war erschüttert:

„Wer war denn dieser — ‚Wallenstein'?" fragte sie unsicher, mit starker Verachtung. „Ein Räuber am Ende wieder?"

„Vornehmer gesprochen: ein Feldherr, der sich gegen seinen Kaiser empört und dran zugrunde geht." Wohlgefällig nickte Frau von Lengefeld:

„Das geschieht ihm recht!" Schillers Antlitz blieb undurchdringlich.

„Er will mit den Feinden seines Herrn ein Bündnis schließen, wird vom Kaiser in die Acht getan! Als schon die Feinde ganz nahe sind, um sich mit ihm gegen den Kaiser zu vereinigen, wird er von eigenen Leuten, die eben gewöhnt sind, unter Kaisern zu dienen, ermordet." Frau von Lengefeld sagte:

„Es ist schön, daß diese Leute trotz des Bösewichts ihrem Herrscher treu bleiben!“

„Jedenfalls ist es meistens so!“ sprach Schiller; er informierte die Schwiegermama weiter: „Der, der den Bösewicht, dessen Freund er war, verriet, wird ganz am Schluß in den Fürstenstand erhoben!“ Frau von Lengefeld war hoch befriedigt.

„Das wird Erfolg haben,“ sagte sie beruhigt und beglückt.

„Hoffentlich! Wir brauchen neue Kleider!“

„Dein Zimmer ist jetzt sicherlich schon durchgelüftet,“ sprach Lotte, erregt aufstehend; Schiller und die Mutter taten ihr grenzenlos leid in solchem Gespräch.

„Sagen Sie, Schiller,“ bat Frau von Lengefeld aufgeregt, „kommen Damen in Ihrem neuen Stücke vor, ich meine: werden Toiletten gezeigt?“

„Aber Mama!“ sagte Lotte erbittert.

„Nein, nein,“ widersprach ihr Schiller mit großer Ruhe: „Die chère mère hat recht; das muß auch bedacht werden!“ Engelfromm sagte er: „Ich habe drei Frauen placiert.“

„Es gibt nämlich sehr viele Leute,“ erklärte Frau von Lengefeld nachdrücklich, durch Schillers „Takt“ beträchtlich ermutigt, „die nur deswegen ins Theater gehen, um neue Toiletten zu sehen. Lotte,“ sagte sie ausfällig gegen ihre ungerechte Tochter, „ich bin nicht ‚gewöhnlich‘; ich weiß

sehr gut, was man tut und was man nicht tut, aber ich gehe auch lieber ins Spektakel, wenn ich mir drin was für die neue Robe abgucken kann. Wissen Sie, Schiller, in Paris, der Erbprinz hat's erzählt, sind jetzt skandalöse Moden." Sie neigte sich weit vor. „Da tragen die Damen, statt der Röcke, e n ganliegende — T r i k o t s ! . . ." Sie fuhr zurück und schüttelte sich in Entsetzen. „Jawohl!"

„Soll Schiller am Ende", fragte Lotte, „seinen Frauengestalten solche Kostüme vorschreiben, Mama?"

„Aber!" verwahrte sich die Mutter heftig, um nachdenklich hinzuzusetzen: „Immerhin würde das das Publikum ungeheuer locken."

„Das geht leider, der Zeit wegen, in der der ‚Wallenstein' sich abspielt, nicht!" sprach Schiller unerschütterlich. „Ich möchte Sie jedoch noch um Ihre Ansicht befragen, ob Sie, chère mère, der Meinung sind, daß mein Stück, soweit ich es erzählte, moralisch sei?"

Frau von Lengefeld nickte. „Sehr, sehr moralisch!"

„Ich will das Stück," sagte Schiller, „nicht wie den ‚Don Karlos' in rhythmischer Sprache schreiben, wissen Sie: so ähnlich wie ein Gedicht, sondern in Prosa; so wie wir jetzt sprechen! Sind Sie auch damit einverstanden?"

Frau von Lengefeld wußte nicht, wie ihr heute geschah. Lotte sah Schiller vorwurfsvoll an; er vermied jedoch das Zusammentreffen ihrer Blicke. „Mir fällt ein Stein von der Seele", sprach Frau von Lengefeld, „ich hab' diese Verse, Gott verzeih mir's, nie verstehen können; es freut mich herzlich, daß Sie drauf kommen, daß die Leute im Leben nicht so reden!"

„Ich danke Ihnen," sagte Schiller, der entzückten Schwiegermutter die Hand reichend, „ich muß mich jetzt schlafen legen, da ich die Nacht durch arbeiten werde. Erkälten Sie sich nicht auf der Rückfahrt!" Er ging, ohne Lotte anzusehen.

„Siehst du," sagte stolz Frau von Lengefeld zur Tochter, die ihr mitleidig einen abbittenden Kuß auf die Stirn hauchte, „der Schiller hält etwas von meinem Urteil; nur du bist schuld daran, daß er sich so rar macht; ich glaub' immer, du bist auf mich eifersüchtig und willst ihn drum mit mir nicht reden lassen!"

„Ich schreibe also," sprach Schiller entschlossen zu Line von Wolzogen, „den ‚Wallenstein', soweit er fertig ist, in Jamben um! Mit Recht verlangt die Menge von der Bühne Wahrheit und Realität. Allerdings: die tiefstliegende Wahrheit sieht anders aus, als das Publikum meint; der „wirkliche Fall" ist stets anders als die poetische Darstellung, die eben der „Wirklichkeit" gegenüber

absolut wahr ist." Verächtlich und bösartig lachte er. „Nur ein Einfaltspinsel erwartet vom Poeten Geschichtstatsachen; angeblich Richtiges statt des seelisch Richtigen, das allein der Künstler weiß! Zudem," sprach er sinnend, „muß auch die Gefahr beseitigt werden, daß die Aufzeigung des großen Schicksals als kleinliches Moralisieren von meiner Seite angesehen werden könnte; sonst meint am Ende gar das liebe Publikum, der ‚Wallenstein' sei wieder eine Predigt über die Strafe des sogenannten ‚Verbrechens'. Line!" seine Augen blitzten stahlhart. „Nun gilt es! Solang der ‚Wallenstein' nicht fertig ist, stirbt alles für mich: Liebe, Welt, Gemeinheit und — Familie! Entweder trägt man meinen Leichnam oder — den ‚Wallenstein' aus diesem Zimmer!" Sein Antlitz war ehern, monumental, verwegen; es fiel Line ein, daß der Durchschnittspöbel, den sein Werk so sehr packte, es jetzt sicherlich „sinnlos brutal" genannt hätte oder, sie lächelte im Erheben: „lächerlich überspannt". Er rang mit Feinden, die die andern niemals sahen! Mit starker Hand und fiebriger Eile bereitete Schiller seinen Schreibtisch zur Entscheidungsschlacht: Er schnitt Federn, legte Papier zurecht, warf alle Briefe und Bücher, zusamt dem Stahlstich des begeisterten Studenten, achtlos zu Boden. Es galt.

Schiller sprang ärgerlich vom Sessel in die Höhe: die Stimmen im Garten störten! Wütend riß er vorm Fenster die roten Zeugvorhänge zu, deren grelle Farbe, in niederdrückenden Stunden, seine Fühlfähigkeit anregen mußten. Er schloß die Augen. Ein Gefühl des Übelseins schlich vom Herzen zum Kopf; er holte Atem: der Lärm allein erregte nicht so sehr! Er sah sein makelhaftes Werk vor sich. Schon wieder! Wieder! Es folgte ihm in Schlaf und Traum! Zum Wahnsinn! Der „Wallenstein" gelang nicht! Zu lang war alles! Hier war eine leere Stelle, hier! Und dort! Wie schlechter Samt von einem Krönungsmantel war er, der, arg durchlöchert oder beschmutzt, wider den Strich gerauht, als Hohn auf Überheblichkeit, auf großes Wollen ohne Können, Beschämung schuf. Er zuckte zusammen:

„Line!" rief Lotte Schiller noch einmal verzweifelt vom Garten ins Haus. „Komm!" Die Wolzogen steckte den Kopf durchs Stiegenfenster und fragte leise:

„Was gibt es, Lolo?“

„Denk dir, der Kaffee kostet ums Viertel mehr, weil die Franzosen alles sperrten!“

„Paß Se uff,“ sprach die Botenfrau, neben dem hochbeladnen Korb, unter Schillers Fenster, „diesmal sind de Sanskülotte nimmer zu halte; die schlaue Ludersch bringe diesmal vor Weimar. Harrjeeses, dann bleib' ich daheeme und pfleg mir!“

Schiller preßte die Hände an die Ohren. Dem Weinen nah, sank er auf den Sessel. Er zitterte am ganzen Leib. Sie störten ihn! Das war's ja nicht: Es war entschieden! Er konnte nichts! In dieser Umgebung konnte er nichts schaffen! Er ergab sich! So?! Im Augenblicke, da er den Gedanken der Resignation im Hirne formulierte, machte er ihn rasend. Es mußte, mußte, mußte gelingen!! Die übermatten Augen stierten; keuchend stieß sich Schiller von neuem am harten Granit der unerbittlichen Hirnbeschränkung. Seine Gedanken stürmten mit letzter Kraft, haufenweise mähte sie der Mord der Widerstände; sie stürmten . .

„Der Herr Geheimrat kommt, Lolo,“ sprach phlegmatisch Karoline, die vom Fenster einen weiteren Ausblick hatte, in den Garten hinab. „Exzellenz von Goethe!“ Beschaulich ordnete sie

die Spitzen an ihren Handgelenken. „Er ist schon nahe!“

„Ich muß de Fisch uffs Weimarer Schloß trage,“ sprach Jungfer Wenzel, die Botenfrau und lupfte den Korb, „Adjees mitsammen!“

Sie schwankte durch den Kiesweg ab. Lotte Schiller hob mühselig die erstandenen Pakete vom Boden auf; sie rechnete: „wenn ich kein Frühstück esse und das Butterbrot weglasse, können die Kinder und Schiller weiter Kaffee trinken.“ Wenn aber das dritte Kind erst da war?! Sie fuhr zusammen: Der kleine Karl galoppierte auf dem Steckenpferd brüllend in den Garten. „Scht!!“ machte die Mutter entsetzt und wies beschwörend nach Vaters Fenstern. Verzweifelt fragte sie nach oben, die Schwester: „W o ist die Exzellenz?“

„Er steht mit der Jungfer Wenzel hinter den Büschen.“ Frau Lottes zappeligen, blutleeren Händen entschlüpfte der teure Kaffee, das Papier riß beim Aufprall auf den Boden — die Bohnen hüpften lustig, braun und bösartig, über den Kies, Lotte stand hilf- und entschlußlos. Ruhig sah Karoline vom Fenster aus Goethe entgegen, der in den Garten trat. Der kleine Karl benahm sich entsprechend dem außerordentlichen Ereignis: Er schrie: krebsrot, mit allen Vieren wie ein gezogener Hampelmann in die Höhe springend, dem Bruder die Nachricht zu: „Ernsti, Ernsti —

Kugeln sint ta, zum Schießn, zum Totschießn! Hahh!!" Mit diesem blutgierigen Laut warf er sich auf den Bauch. Gierig strich sein Ärmchen Steine, Kaffeebohnen, Erde und Sand in den Bereich seiner Strategenaugen. Im Hause erhob sich Ernstis Sukkurs- und Gefolgschaftsgebrülle. Plötzlich verstummte das Bubengeschrei. Karoline hielt auf dem Stiegengang dem Jüngsten den Mund zu, und für Karli ereignete sich ein Wunder: Etwas Silbernes, Blitzschnelles, Zappelndes, Wippendes, Kaltes tanzte in mehreren Exemplaren über seine schmutzigen Hände und schnellte ins Gras. Er saß schreckensbleich, mit gesträubtem Haar. Goethes leises Lachen erklang hinter ihm. Der Geheimrat wischte sich die feuchten Hände am Taschentuch trocken und sagte zur knixenden Lotte:

„Es schien mir absurd, so schöne Forellen langer heißer Straßenwanderung auszusetzen! Geben Sie ihnen, Frauchen, Obdach und freie Liegstatt im Magen der Ihren." Den schnellenden Silberbögen nachsehend, überhörte er Lottes überfrohen Hausfrauendank. Interessiert, zumindest wie der kleine Karl, blickte Goethe zum Sandsteinbecken, das, von einer geschmacklosen Brunnenfigur gekrönt, im Grase lauerte: Klatschend fiel der vorderste Fisch ins Wasser. Goethe nahm Karli bei den Schultern, hastig führte er den kleinen Mann zum Wunderorte. „Sieh, wie jede

Kreatur ihr Element findet!" Hochbeglückt standen die Forellen im Wasser.

„Tun Fise immer kern paden?" fragte hocherregt der kleine Karl, von dem das gleiche nicht zu behaupten war.

„Ja, mein Junge," sprach Goethe, gebeugt die Farbenzerlegung des Sonnenstrahles im schwankenden Wasserspiegel prüfend, „ebenso sicher, als die heftige Liebe stets am Ende impertinent wird!" Mit energischer Armbewegung fing er „Ernsti" von seinen Strümpfen herab, an denen dieser, die Schienbeine hämmernd, hochzuklettern trachtete; er setzte den Frechling sorgsam ins Gras. „Wartet, dort hat sich eine Kreatur verhüpft; ich will ihr auf die Beine helfen!" Goethe dirigierte die letzte Forelle, die in Gefahr war, ins endlose Wiesengrün hinauszuschnellen, dem Wasser zu; gierig und wissensdurstig sah der kleine Karl dabei zu.

„Wo sint die Füsse vom Fis?" fragte er, auf gespreizten Beinchen wippend.

„Füße, wie du sie meinst, sind dem Fische derzeit vorenthalten." Goethe lachte: „Der ‚Fis' hat keine Füße!" Er fixierte den Kleinen impertinent fröhlich.

Wütend gab der Pausback den Blick zurück. „Tu hast aper toch tesagt, tu willst ihm auf ti Füsse helfen?"

„Verzeihung," sprach Goethe mit Zerknirschung, „ich habe die üble Gewohnheit, in Bildern zu reden; übrigens sagte ich: Beine!" Er sah von ungefähr die Hofrätin vor dem Hause auf der Erde knien und dort emsig etwas auflesen. „Warte, mein Sohn," sprach Goethe, „wir müssen deiner lieben Frau Mutter beistehen." Mißbilligend bemerkte Goethe die schädigende Stellung der gesegneten Frau. Als er bei ihr stand, log er: „Der Ernsti schreit ununterbrochen im Haus. Sie müssen ihn zur Ruhe bringen; sonst weckt er unsern Tragiker auf! Ich nehme an, Schiller schläft; sonst müßte ihn Gott strafen, daß er nicht in diesem schönen Sonnenschein heraußen ist." Lotte nickte ergeben. „Nötig erscheint mir des Buben Gebrülle ja doch nicht!" Gehorsam erhob sie sich mit Goethes Beistand, folgsam ging sie ins Haus, trotzdem „Ernsti" mitten im Garten saß. „Nichts zusammentreten, Karli!" bat die Mutter flehentlich, ehe sie verschwand.

„Kommt her, Rangen!" befahl Goethe. Kurz entschlossen erzwang er sich Gehorsam, indem er beide Kinder an ihren Haaren faßte. Umständlich, jedoch sehr sicher, setzte sich der Herr Geheimrat sodann auf den Kies. „Helft mir aufklauben!" Ernsti entkam. Goethe sprach zu Karli, den er an der Hose festhielt, „zeig' wenigstens du, daß

du deinen Platz im Leben ausfüllst; wir helfen der Mutter!"

„Tas sint Kugeln, leiphaftige Kugeln zum Mausetotschießen!"

„Halt dein Mundwerk und hilf!" Emsig suchten und sortierten Goethes überlegende Fingerspitzen; der kleine Karl sekundierte. Nach einer Weile fragte er:

„Onkel, wie machst tu ti Fise?"

Murrend griff Goethes Korpulenz nach einer unangenehm entfernten Bohne; er tat, als verstünde er die Kinderfrage nicht: „Gerade so wie das andere Fleisch werden die Fische gekocht," sprach er.

„Wie tu sie machst! Aus nichts, wie tu sie machst!" schrie ungeduldig der Wissensgierige. Goethe nahm den kugelrunden Kinderkopf in seine Hände; er drehte ihn zu sich und sah Karli ernst in die Augen:

„Warum fragst du nicht, wie ich die Sonne gemacht habe? Du hast zu hohe Meinungen von meinem Vermögen!" Starr sah das Kind Goethe an, frech und verlegen. Hilflos lächelnd fuhr es sich mit dem Händchen auf dem dicken Kopf herum. „Also!" befahl Goethe streng, „frag', wie die Sonne gemacht wird!"

„Aper," Karli wandte sich, „ti Sonne hat toch Gott temacht."

„Und die Fische soll ich machen? Meinst du, ich sei, für Fischfach, Gottes Stellvertreter?"

„Nö; tas ist ter Herr Pastor," sagte Karl überlegen. Goethes Lippen schmatzten, als hätten sie einen bittern Trank getan.

„Wenn du's wissen willst;" sprach Goethe, mit einer Art Schadenfreude, „beim Fische-Machen versagt auch dein Pastor! Das Fischemachen hat sich nämlich Gott höchsteigenhändig vorbehalten. — Mistbub', verdächtiger!" schloß Goethe mit Eile und drehte sich nach Schillers Jüngstem um, den er nicht aus den Augen gelassen hatte, „du reißt ja dem Vieh die Beine aus. Gib her!" Mitleidig nahm er den dummen, bestäubten Fingerchen Ernstis den Kohlweißling ab, den sie gefangen hielten. Beide Bubennasen stießen in sein Antlitz:

„Was ist tas für einer, Onkel Goethe?" Die dicken Augen kugelten fast aus den Bubenköpfen; sie traten schon wieder, in der Aufregung, des Geheimrats Beine, die vornehm-plump retirierten.

„Ihr müßt mir das Tierchen in den Händen lassen," sprach Goethe unentwegt durch den Ansturm der Bubenglieder, „ich kann es sonst nicht bestimmen." Ernsti sah, mit sichtlicher Todesangst, seine Beute in des Geheimrats Händen. Sorgsam musterte Goethe den armseligen Schmetterling; er sagte: „Wißt ihr zwei, daß man solche

Schmetterlingsflügel kann wachsen sehn?“ Beide rissen ungläubig die Mäuler und Augen auf:

„W a ch s e n ? !“

„Jawohl, es ist wie im Märchen.“ Goethe verfiel in bewunderndes Betrachten der zappelnden Kreatur und vergaß, für einige Zeit, in der die Sonne mit entschiedener Freude die drei umschien, völlig die Kinder.

„Wo wachsen ti Flügel?“ fragte Karl.

Keine Antwort!

„W o wachsen ti Flügel?“

Keine Antwort!

„W o d i e F l ü g e l w a ch s e n ?“ schrie Karl und gab dem taubstummen Onkel Goethe einen frechen Nasengriff.

„Auf den Bäumen!“ riet Ernsti mit großer Sicherheit. Goethe seufzte, er lockerte liebkosend des Schmetterlings Gefängnis; seine Finger schlichen auf.

„In zwölf Minuten wächst der Flügel, in beiden Dimensionen, also so und so,“ Goethe zeigte, „um einen halben Zoll. Das ist in der Zeit, die der Karli ungefähr braucht, um zum Kramer hin und zurück zu eilen.“ Berechnend lugte Goethe zum kleinen Stück blauen Himmels, das er zwischen den angedrängten Bubenköpfen sah; langsam näherte sich seine Hand mit dem Schmetterling diesem Ausfallspförtchen. „Natürlich,“ sprach der

Geheimrat, „entstehen die Flügel nicht in dieser kurzen Zeit: sie sind schon von der Natur, in der Puppenhülle, fertig geschneidert und rollen sich bloß unter dem Einfluß der Sonne und der Luft auf, wenn der Schmetterling aus seiner Schlafstube, der Puppe, hervortritt." Goethe ließ den Weißling durch die Bresche der Bubenmauer entfliegen. „Ei taus!" rief er hautfalsch. „Seht, jetzt zogen mir gar Luft und Sonne das Vieh aus den Fingern! Herrgott, die Sonne ist stark!" Er merkte, daß Ernsti weitgehende Anstalten traf, loszuheulen; Karli setzte an, um dem Flüchtling nachzueilen. Goethe fing ihn mit der Rechten, den andern mit der Linken. Schwerfällig stand er von den Knien auf, auf die er sich aus der Sitzlage begeben hatte; ermutigend zog er die Verdutzten vorwärts, doch so, daß sie niemals den Schmetterling erreichen konnten. „Nun laufen wir," log er, „ihn einzuholen!" Heuchlerisch schlug er eine Art Trab an, der triumphierendes Geschrei aus beider Kehlen trieb. Auch des Herrn Geheimrats Stimme ward lästiglich laut. Mit Bedacht ordnete er die fingierte Jagd ums Gemüsebeet herum.

„Gleich happen wir ihn!" brüllte Karli und fühlte sich merkwürdig gehemmt.

„Hau zu, süßer Karl!" bat Ernsti.

„Gleich habn wir ihn!" animierte Goethe. Es riß ihnen die Köpfe herum:

„Verfluchte Brut!“ schrie's vom Hause her; Schillers verwüsteter Kopf stand strenge im Fenster. „Ach S i e!! Verzeihung!“

Goethe machte, die prügelahnenden Knaben an der Hand, eine tiefe Verbeugung und sprach gefaßt: „Herr Hofrat, i ch bin an allem schuld!“ Er lächelte und rezitierte aus Schillers letztem Gedicht: „‚Mich, Henker, ruft er, erwürget!‘“

Schillers eingesunkene Augen leuchteten. „Vielen Dank für Ihren gestrigen Brief! Bitte, kommen Sie zu mir herauf; ich getraue mich, der Feuchte des gestrigen Gewitters wegen, nicht hinab.“ Schiller beugte sich mit verfinstertem Antlitz aus dem Fenster und sprach mit starkem Bezug zur offenstehenden Haustür: „Vielleicht hat doch jemand die Güte, Ihnen vorher die Rangen abzunehmen?!“ Karoline von Wolzogen kam gelassen zum Vorschein.

„Kinder, herbei!“ sprach sie und streckte die gepflegten Hände; sie knixte. „Meine Aufwartung, Herr Geheimrat!“

„Verehrte Frau Kammerherrin,“ sprach Goethe und sah schadenfroh die verstreuten Kaffeebohnen, „eh' Sie die Kleinen entführen, müssen Sie mir noch helfen, die Bohnen für Ihre Frau Schwester aufzuheben.“ Er tat, als bückte er sich. Seufzend sank Frau von Wolzogens Beleibtheit im Seidenkleid zur Erde. „Wenn Sie wieder

nach Weimar kommen," sprach Goethe, „müssen Sie meine Kunstausstellung besuchen; sie erfreut sich beträchtlichen Zuspruchs!" Sie versuchte einen Knix auf dem Boden; Goethe schmunzelte, ließ sie suchen und ging geräuschlos ins Haus. „Helft eurer Tante!" befahl er im kühlen Flur den Kindern, die ihm krawallfreudig nachtrollten. „Ihr bekommt eine Ohrfeige, wenn ihr mich jetzt nicht in Ruhe laßt!" schloß er, nachdrücklich und leise.

In der hellen Stube deckte Frau Lotte den Vespertisch. „Nicht wahr," bat sie, „Sie sind so lieb, Schiller zum Kaffee zu rufen?"

„Gewiß, kleines Frauchen; was macht sein Husten?"

„Er sagt mir nichts."

„Ich werd' ihn anbohren . . ." Goethe klatschte in die Hände: „Herbei; es gibt zu essen!" Goethe polterte die Holztreppe hinan; er klopfte an Schillers Tür. „Es gibt zu essen!"

Schiller öffnete. „Wollen Sie nicht erst ein wenig zu mir kommen?" fragte er menschenscheu.

Goethe wehrte ab. „Nein, nein; wir müssen der Hausfrau gehorchen." Ernst sah er Schiller an. Sie ist bleich und arg mager!"

„Man sieht in diesem Haus nicht besser aus." Schiller trat in den Vorraum, „es ist ein Tollheim en miniature," sprach er. „Einmal, wer weiß,

wie bald das vielleicht schon sein wird, wird ja auch hier Ruhe sein!" Wortlos stiegen sie die Treppe nieder. Von allen Seiten kamen die Hungrigen. Lautlos.

Hastig trank Goethe; er rückte, unentschlossen und hart im Behagen beeinträchtigt, auf dem Sessel herum. Es war so schrecklich kalt unter solchem Schweigen! „Heut dauert die französische Revolution sieben Jahr," sagte er mit einem Versuch zu scherzen, „mein Ehstand acht Jahr!" Sie sahen in ihre Tassen.

Goethe griff in die Rocktasche: er mußte sich schon selbst helfen! Verlegen, mit schamhaft gesenktem Blick, sprach er: „Wollte man mir Gehör schenken? Ich habe so etwas wie einen Gesang zu Papier gebracht. Aber nur, wenn Sie wollen, das heißt: in Stimmung sind?!" Goethe fühlte sofort, durch Schillers starres Antlitz, den seelischen Mißgriff; jedoch er konnte jetzt nicht mehr zurück; verstimmt zog er das Manuskript ans Licht.

Schiller erhob sich. „Kommen Sie in mein Zimmer!" sprach er.

„Warum?" fragte Goethe lieb-verwundert und sah freundlich rundum. „Sollen die Damen und die Kinder die Dichtung nicht hören? Sie ist ja für alle bestimmt!" Ein nervöses Zucken lief um Schillers Mund; bang sahen ihn die Frauen an.

Er sagte, mit gewaltsamer Ruhe, die Kinder fixierend:

„Beim ersten Wort, daß Ihr redet, fliegt Ihr hinaus!" Karli und Ernsti verkrochen sich hinter die schützenden Mutterarme. Scheu blickte Karoline zu Schiller, der in die entfernteste Zimmerecke floh und sich dort, die Hände auf dem Rücken, an die kalte Wand drängte, als brauchte er heimlichen Halt. „Beginnen Sie!"

Umständlich entnahm Goethe seiner Tasche ein gefaltetes Papier. Er räusperte sich ein um das andre Mal; er konnte seinen Hals lange nicht blank kriegen! „Ich weiß nicht, ob's was ist," sprach er befangen und baute ängstlich vor, „ich fürchte, zuviel hineingetan zu haben, das mich berührte; ich mußte zu oft der Jugend und vieles andren gedenken." Er deckte die Hand über die Augen, das Papier, das er hielt, zitterte.

„Was hat er?" fragte ängstlich, mit Mitgefühl, der kleine Karl; der Mutter magere Hand sank auf den Kindermund. Goethe hob die gütigen Augen und nickte freundlich dem kleinen Frager zu; mit Wehmut der eignen Mutter gedenkend, sah er gerührt Frau Lottens streichelnde Hand.

„Folg' immer deiner Mutter!" sprach er. Jäh erschauernd, im Sturme ewiger Fragen und Antworten ohne Lösung, fuhr Goethe zusammen, fliehend senkte er den Kopf aufs Papier. Dumpf

und sachlich erläuterte er den Stand der Handlung:

„Ein Jüngling aus vermöglichem Bürgerhause liebt ein Emigrantenmädchen, das durchziehend nur einen Tag an seinem Orte weilt. Der Vater ist heftig und will von der Liebe nichts wissen; die Mutter aber eilt dem gekränkten Sohn nach, bis auf den Weinberg. Er will die Betrübnis verbergen und lügt ihr vor, er werde sich anwerben lassen, doch die Mutter glaubt's nicht; eine Umarmung öffnet sein Herz: er fleht, haltlos in seinen Himmeln, sie sollte ihn ziehen lassen, wohin ihn des Vaters Verneinung treibt." Mit männlicher Weichheit, belebt vom Feuer seines tiefen Fühlens, der Dichtung völlig nun hingegeben, las Goethe aus „Hermann und Dorothea":

Groß sahen die Augen der Kinder; rhythmisch umfloß sie eine andere Welt. Reglos saßen die Frauen; langsam, wie bezwungen, sank Schillers Haupt, im Lauschen, auf die Brust. Nun flogen Lottes Augen frei zu ihm:

Was ging in seinem Innern vor? Er war so stumm und hart? Er wurde immer härter! Und konnte doch so gut und milde sein? Sie sah bedrückt in ihren Schoß. „Wird's Kindlein froh von seinem Blut?" Ein Schauer angenehmer Wärme ging durch sie: Sie wußte ganz genau die Stunde,

da sie von neuem sich ihm so verbunden. Er hatte damals, als der Dalberg durch die Stadt geflohen und vom Verlust der deutschen Treue sprach, voll Liebe und voll Dank ihr diese Hand gedrückt (sie streichelte sie mit den Blicken) und war die ganzen nächsten Stunden mild und gut zu ihr gewesen! Verstohlen blickte sie zum Haarring nieder, auf ihren Zeigefinger. Das war sein Haar!

Schillers Antlitz rötete sich: Niederwerfende, entwaffnende Milde war Goethes lesende Stimme für ihn. Goethes Werk war groß! Erfüllung! Erfüllung!!! Jäh riß der schmerzende Vergleich ihn in die Kraft. Mit geballten Fäusten stand Schiller. Dies Werk wuchs freudig, nicht im Kampfe der Gewalt! Sonne war hier, Wärme, Himmelsblau, Weltgüte, Schönheit, Schönheit, nicht trotzig erstrittenes Eroberergut, das, in ihm, mit wilden Fäusten starb, statt sich zu geben! Hier war Reichtum, genießende Ruhe, Schönheit, Schönheit! an Stelle abgerungner Kärglichkeit, im mordenden Kampfe ums Leben! Hier war Sammlung, Liebe zum Detail, Beachtung des Kleinsten und dennoch Weltweisheit. Wie schön! Hier war das, was er wollte! Einheit von Form und Inhalt! Nicht der große Umriß, der sich nicht füllte, hier war keine Idee, hier war Fülle des Daseins, die sich zum großen Umriß von selbst erweiterte, die so die Idee aller Welten

gab! Hier war die ihm unerfüllte Sehnsucht zum Leben geworden!

Blindwütig verglich Schiller damit den zerklüfteten Berg seines „Wallenstein“; sein unharmonisches Werk, das ihn nicht segnen wollte, an dem er sich verbrauchte, das ihn zerbrach. Willkürlich waren die drei Teile gemacht, nicht stoffnötig! Falsch war d a s! Und d a s! . . . Lawinen des Zweifels donnerten, Stürme neuer Bedenken umsausten ihn, sorgenvoll rollte Geröll vom mühsam gezimmerten Gipfel, vom Griff seines unzufriedenen Geistes losgebrochen. Erledigt, vorbei, falliert! Zackig starrten die Grate seines krankhaften Wollens. Klar stand im zermarterten Hirn, unerbittlich-unverlöschbar, das Bild der künstlerischen Sehnsucht, dem er nicht näher kam:

Eine hohe Kuppe in sonnigem Blau, mit zartem Grün bedeckt. Geschlossenheit, Vollendung in sich, Vertilgung jedes Stoffes durch die Form! Wie das, was Goethe las, war dieses, was er wollte! Goethes Werk lebte in ernst-glücklicher Landschaft, die Harmonie atmete! S e i n Gelingen war zerfetzter Tannenwald, ein Trümmerhaufen, der ihm nie mehr zum Hause wuchs. Geschweige zum Palast! Schiller fuhr mit den Fingern zur Kehle. Dort würgte das Nichts! Der Wahnsinn. Das wollende Nichtkönnen. Er schielte wägend zu den Frauen: Niemand, nie-

mand durfte merken, was in ihm vorging! Er raffte sich zusammen und hörte nun den Inhalt, den Goethes goldene Worte kündeten. Wie eine freundliche Abendsonne flossen die Worte ins Herz . .

Goethes Stimme schwankte, sie zerbrach: zu mächtig war das Fühlen der ewigen Kinderseele. Schluchzend trocknete Goethe die Augen, zitternd sprach die verratende Stimme: „Man schmilzt am eigenen Feuer.“ Er schlug das Manuskript zu. „Es geht so noch ein Stücklein weiter!“ sprach er, froh, mit der Vorlesung zu Ende zu sein. Still war's im Zimmer.

„Wundervoll“, sagte tiefatmend, für den Augenblick verklärt, Karoline von Wolzogen. „Wundervoll!“ Sorgeerfüllt sah Lotte zu ihrem Gatten, die Kinder um Schweigen anbettelnd. Steif aufgerichtet, eckig, mit erhitzten Wangen, stand Schiller an die Wand gepreßt. Er sprach, nicht mehr Herr seines Selbst:

„Während ich mühselig danebengreife, fallen Ihnen die schönsten Früchte von selbst.“ Mit verschlossener Miene nickte er. „Ein wohlangewendetes Leben und anhaltende systematische Bildung bewahren Sie vor eitlem Herumtappen und mißlingendem, überheblichem Streben.“ Schroff wandte er sich und schritt heftig durch die Tür, daß die Miniaturen an der Wand schwankten. Tränen

standen in seinen Augen. Ängstlich sahen die Frauen zu Goethe.

Langsam, den Blick am Boden, barg Goethe die Handschrift wieder in der Tasche, dann sagte er seufzend, sich entschuldigend, schmerzlich-liebkosend eines Kindes Kopf streichelnd:

„Kommt bald wieder zu meinem kleinen August, ich werde nun die Reise in die Schweiz tun!“ Er lächelte abbittend: „Es war nicht klug, was ich tat,“ sprach er. Aufstehend nickte er allen freundlich zu und nahm den Hut. „Sagen Sie Schillern,“ sprach er gesenkten Hauptes zur Wolzogen, „daß mir sein ‚Spaziergang‘ weit besser gefällt, als mein Bruchstück.“ Bedrückt und ergeben nickte er vor sich hin. „Ein jeder liebt hienieden das andre, das er nicht hat. Liebe Frau Lotte,“ bat er, „schonen Sie sich!“ Fragend hob er den Blick: Von oben drang dumpf Schillers schwerer, stürmischer Tritt hernieder. Drohend, zum Letzten bereit. Wortlos und traurig schied Goethe. Er ging, tief in Gedanken, zum „Mittwochkränzchen“, zu dem er schöne Frauen geladen hatte: „Man muß sich durchs Dasein doktern!“

Wie ein Tier im Käfig lief Schiller in seiner Stube auf und nieder. Sechs Schritte vor, sechs Schritte zurück. Beim Fenster fand der trostesleere Blick das Himmelslicht und zartes Garten-

grün; er floh's und fand's gleich, wider Willen, wieder. Im Gartenhaus, hier, da hatte er vermeint, in Ruhe sich zu finden! Es war ja Goethes Rat! In Ruhe? Haha! Zu kräftigen! Ja: kräftigen! Die Zähne knirschten. Er war verdammt, verflucht, vom tollen Hunde: Ruhm gebissen. Toll, fertig! Er ließ sich auf den Sessel sinken. Nun war so tiefe Stille! Horch: die Grillen zirpten, fernher klang eine Glocke! In Friedlichkeit verhallten Rufe in den Wiesen. Dort führten sie das Heu nachhaus. Den Erntesegen. Die waren froh und leicht und taten etwas, das von Nutzen war! Vom Flusse grollte Donner! Wie lange? Bis auch des Krieges Würfelspiel hier tobte, bis in des allgemeinen Hasses wildem Wahn des stillsten Bürgers Glück auch hier zerfiel!

Noch immer klang die Glocke. Mit großer Sicherheit, wie eine Melodie, die alles kennt, versteht und in sich schließt. So war's in Rudolstadt gewesen, an jedem Abend, den er den beiden Mädchen schenkte. Was hatte er aus seiner Frau gemacht?! Haß wider sich stieg auf aus ihm. Er stöhnte: die Faust der Gegenwart stieß die Erinnerung von sich: Er dachte dieses Zeug ja alles nur, weil er der „Glocke" dachte, weil er in des Gedichtes Bahnen kam, ein Komödiant war er, der nimmer wußte, ob er um seines Dichters willen litt, oder: ob er nur dichtete, weil er im Leben litt. Es

mochte sein wie immer: Sein Werk war schlecht! Er sprang, von Ruhe ungelitten, zur Höhe: er wollte diese glatte, platte, stille, stumpfe und gemeine Wirklichkeit nicht sehen: Er riß den Vorhang wieder zu — wer zog ihn immer auf? — und zündete das Licht der Lampe an. Wie Ruhe kam's zu ihm. Von neuem mutvoll, weil er die Welt vertrieben, ergriff er nun sein Heft. Er übertrieb vielleicht? Er fuhr zusammen:

Im Garten klang der Kinder Lachen; er las mit großer Hast, doch der Gedanke überholte ihn, und mächtig hörte er der Kinder Lärm: Nun dachte Goethe klein und schlecht von ihm. Zum Fenster wollte er; vielleicht war er noch da? Nein, nein! Er kroch vor niemand unter! Vor niemand! Es grollte! Es klang die Gartentür. Nun ging er weg! Schiller hielt sich mit Gewalt im Sessel und stierte in die Zeilen; das Herz schlug laut und dröhnend. Die Kinder lärmten.

Er saß beschämt: Nun wußten auch die Kinder, daß er so klein und neidisch, daß er in seinem Ehrgeiz bübisch war! Rasch drehte er die Lampe ab. Nichts sehen! Er wollt' sich schämen dürfen! Das letzte Sonnenlicht fiel durch den Vorhang: Die Sonne nicht! Nur keine Sonne! Nur nicht die Sonne! Von neuem tat er rasch die Lampe an. Mit Ekel und mit Abscheu schob er die Blätter weg; er wollte nichts mehr lesen: Vielleicht

fand er den Standpunkt so, von dem er sich betrachten konnte, um zu richten!

Aus tiefsten Tiefen stieß ein Schluchzen vor. Er schüttelte den Kopf: Das Denkmal seines Unvermögens durfte nicht bestehen! Hurtig schürte er im Ofen das Restchen Glut; es war doch gut, daß ihn, im Fieber der zerfallenden Lunge, fror, die andern hatten jetzt, so schnell wie er, kein Feuerlein zur Hand! Er blies, mit Selbstverspottung, seinen kargen Atem in die Flamme, bis sie zur Tat geeignet schien. Rasch holte er den hohen Berg beschriebner Blätter. Gott, es gab andre „Stoffe“! Für Stümper gab es Stoffe stets genug! Er nahm den ersten Packen und setzte hassend seine Hände an den Rand; er mühte sich, das Papier riß nicht. Heiß wurde sein Gesicht und rot; er hörte Donner grollen; das Schicksal wollte nicht! Es wollte, daß er seine Schande stets vor sich erblickte! Er riß mit letzter Kraft die Bogen durch; das Herz trommelte, neue Erinnerung kam: Der Vater hatte ihm, in ferner, ferner Jugendzeit, das erste Werk verbrannt. Wie recht der Vater hatte, der so schwer jetzt starb! Schiller stand wie gelähmt: wenn er es tat, so starb sein Vater dann im tiefsten Elend? Denn, wenn er's tat, so fehlte allen Geld! Wovon vermochte dann sein Vater, zum Tod zu leben? Und Frau und Kinder? Das Blut stieg qualvoll hoch: er sah sich eingeengt.

Ihm war kein andrer Weg bereitet, als: s i e g e n! Mit allem, allem, was ihm lieb und wert! Und wenn es anders kam? Die Sinne wankten in der Klarheit Furchtbarkeit, der Mund lag offen. Eine Faust, die oft das müde Herz gewürgt, griff zu: Ohnmächtig fiel er.

Die Uhr in Schillers Tasche tickte Leben . . .

Was war das? Himmel? Auferstehung? Licht? „Ist es vorbei?“ schrie er frohlockend — und sank zurück: Das Fenster seines Zimmers stand weit offen: es lohte draußen ferner Wetterschein, der sich verzog. Es roch nach frischgefallnem Regen; es war s e i n Zimmer, und er war n i c h t tot! Karoline wusch, neben ihm kniend, seine Schläfen. Er empfand die Nässe. „Nicht tot, Line?“ sprach er matt, „weiß es die Lolo?“ Sie sagte ruhig:

„Ich ging vorbei und hörte deinen Fall; ich sag's ihr nicht!“

Langsam, mit ihrer mutigen Hilfe, erhob er sich; sie sammelte die Bogen; er spähte ängstlich zu, ob nichts verloren. Sie tat die Manuskripte auf den Tisch und schritt zur Tür. „Ich hole dir bloß Wein.“

„Ja, Wein!“ Trinken, bis alle schliefen, bis alles in ihm schlief! Und d a n n ! Die Augen blitzten zur Kommode. Dann saß er reglos, den Blick unheimlich funkelnd, bis sie kam.

Er trank mit Gier, dann fing er ihre Hand. „Hab' Dank." Sie sah ihn fest und mahnend an.

„Versprich mir, daß du dich erst prüfen willst!" Die Blicke stellten ihn. „Erst wenn in dir der klare Schiller ‚ja' muß sagen, dann . . ." Ihr Blick war trüb und klagend. Er nickte, und sie ging. Er saß bewegungslos, die Sonne sank.

Er fiel in weites Denken über Line: Sie hatte auch des höchsten Ehrgefühles edles Feuer. Sie war des Wallensteiners, des gestürzten Ehrgeizwollers, Schwägerin, sie stand, mit dieser: eins, vor ihm! Sie wußten beide, daß der Tod allein vom Stolz erlöste . .

Der Bach sang leis und leiser. Das Haus war still und stumm. Die Nacht regierte.

Es schlug zwölf Uhr.

Schiller erhob sich; er nahm die Pistole aus der Schreibtischlade. Pfanne und Hahn prüfte er. Dann schüttete er frisches Pulver auf. Die Pistole neben sich, las er sein Werk:

Hart, klanglos war die Sprache; dem Ganzen fehlte die beherrschende Durchdringung. Mühsames Stückwerk war's! Nüchterne Prosa des stotternden, allzu schwachen Hirns. Das war zu ändern! Nein, nein! Das schien nur so. Zu ändern war das nicht! Wenn er die Form veränderte, das hieß: Das ganze Werk zerstören! Mit Wollust las er seine Niederlage. Er hatte recht:

Gedanken waren es, und nicht Gestalten dieses Lebens. Nichts war eine Welt für sich, nichts schloß sich in den großen Kreis der Ewigkeit, den er, ohnmächtig darzustellen, bloß erkannte. Das nannte man: Gescheitert! Schweiß trat auf die zerquälte Stirn; der Richttag, die Erlösung!

Schiller erhob sich. Wonnig war das Gefühl, sich zu zerfleischen, so noch einmal, endlich wieder, wenn auch zum letzten Male, zügellos zu sein! Die Beine waren schwer und leblos. Schiller sah in die Nacht:

Harmonisch lag die Landschaft. Erde, Himmel, Sterne und die nahe Stadt; jedes bestand für sich und formte doch im Zusammenschluß die große, unerreichbare Einheit! Alles war, wie es sein mußte. So war die Kunst! Er seufzte: So sollte sie sein! Gierig spähte er, die Finsternis zersehend. Weg warf er den Rettungsgedanken, daß er hier nur große Umrisse erblickte, daß auch hier Unebenheiten der Schöpferhand sein könnten, die er bloß nicht sähe, sinnlose, unbeherrschte Stellen. Weg damit! Er wußte: Sie formten dennoch, in zweckvoller Gruppierung, mit die Vollendung des Ganzen! Hier war Vernunft! Er ballte die Fäuste! Aufrichtigkeit! Die Tat war zu vollbringen! Gehässig sah er die düstere Stube, das Schreibpult, an dem er fallierte, dem die kleine Lampe armselig-spottende Beleuchtung

lieh. Was waren die ewigen Sterne dagegen? Die Sterne waren der vollbringenden Größe Leuchten; wie dieses Lämpchen seinem Geiste glich: kümmerlich, flackernd, unzureichend und endlich! Mutlos schloß er, vor der Majestät des Himmels, die neidischen und bestürzten Augen. Noch übleres ersah die Helligkeit der Erinnerung: „Hermann und Dorothea", Goethe! Wie das hinanstieg, geruhsam, stetig! Wie's sich zur Höhe schwang und langsam fiel, dem Ausklang zu! Voll Ohnmacht und Erbitterung, die Stirne an die kalte Scheibe gepreßt, so stand er lange am Fenster, zum Tode müde, in sich stierend.

Sang lärmte auf dunkler Straße. Tief unter ihm! Er riß die Augen auf, mit Wahnsinnsblick sah er um sich. Das Leben! Nein! Nein! Er log sich nichts mehr vor: W o z u das Leben? Er konnte nichts! Er konnte nichts! Er war zu schwach; vielleicht war er berufen, sicher nicht auserwählt! Nichts wuchs, mit ruhiger Fülle, je aus ihm; er riß die Menschen auf und warf sie nieder, doch er erhob sie nicht! Er hetzte, statt zu leiten. Der andre war ein Gott und wollte Mensch sein. Er war ein Mensch und wollte Gott sein! Mit geballten Fäusten schritt Schiller durchs Zimmer; das Wort war leer: „Mein Gott, mein Gott, warum verläßt du mich?!" Er stand und sah zu Nanes Bild. „Ich wollte stark sein, andern helfen,

ich, der ich nicht vermag, die eigne Not zu tragen. Nimm diesen Kelch von mir!" Rachsüchtig, verzweifelt lachte er: Nicht einmal der Notschrei geriet ihm schlicht! Der Dreck, aus dem er stammte, quoll stets die Blasen seiner Phrasen an das reine Licht: „Nimm diesen Kelch von mir!" War er wie Christus denn? Ein Schmierer war er!

Ruhelos ging er hin und her, als wollte, als könnte er vor sich und der Verpflichtung fliehen, die stolz und anmaßlich er übernahm. Die Ellenbogen lagen an dem Leib, der zermarterte, überkühne Adlernasenkopf stand vorgeneigt, wie spürend, aus den krummgezognen, eingesunknen Schultern: Mit Todesfreude, vom Irrsinn hart gestreift, trug er die schwergehobne Last der Aufrichtigkeit. Bankrott, bankrott an Leib und Seele; er brauchte nur noch Mut zur Flucht. Dankbar streichelte sein Blick die Pistole. Er fand ihn schon, den Mut!

Er blieb vor seines Vaters Silhouette stehen und stierte tierisch in das arme Bild, das er befragte: „Du ehrest mich? Was ehret ihr?" Der schrille Ton flog an die Wände, daß das Echo klatschte. Erwachend stand er, nun erschrocken. Er sprang mit einem Tigersatz zum Tisch, der Rockschoß flog. Er griff nach dem Pistolenschaft. Mit offnem Munde, zum Ansprung in das Nichts gebeugt, lauerte er:

Wenn jetzt die Menschen kamen, durch seinen Schrei geweckt? Dann knallte er sich fort. In dieses Antlitz sah kein andrer Mensch! Still blieb's. Ticktackend klang vom untern Stock die Uhr herauf. Ein Gruß der Niederung. Still blieb's! Nun kam wohl niemand mehr herauf zu ihm! Verächtlich kräuselten sich seine Lippen. Schmal, fahl und wund, zerbissen. Sie meinten wohl, in ihren Betten drunten, daß er jetzt rezitierte? Er läs' sich wieder vor? Er stimmte die Perioden nach dem Ohr? Tief holte er den Atem. Er lehnte am Spinett. Als er noch log, da war er stark. Sein Wille überschrie die Zweifel und gab so Sicherheit im Dunkel des Nichtkönnens. Damals! Und jetzt? Er lächelte besiegt. Gottlob; der Wille war gestorben! Endlich, endlich!

Erschöpft sank er zum Sessel nieder. Müd' stützte er den Kopf. Er sah: Flecke trug die Wand, gelb, wie verwest. Die Bücher standen im Regal. Ergeben, abschiednehmend, lächelte er ihnen zu, schwerwund. Wieviel, wieviel war besser doch, was von den andern stammte! Blut, schluchzender Zorn in Rot, floß von den Lippen. Anmaßung war sein Leben. Anmaßung und Betrug! Er war am Boden! Er lachte zischend, höhnisch wider sich: Nun war er Gott ergeben! Weil er nicht anders konnte! Gott? Der war doch er? Er war ein Gott, der Gott!

Er sah den Lorbeerkranz, den dieser Prinz, der durchgereist, ihm heute vormittag gegeben. Die Narren schmerzten; sie ehrten immer das, was er so nebenbei, zur Stillung seines Schmerzes, schuf! Gedichte!? Sie waren blind und blöd für großes Wollen. Die Menschen quälten ihn! Sie lobten, was ihm nicht gefiel; das Gute sahn sie nie, das Laute faßte sie. Wie das verdarb, verführte! Das Laute, Hohle, schmiß sie nieder. Das Gute starb verkannt. Das Gute? Wehmütig griff er sich empor. Das Gute? Es gab schon Gutes! Er ließ auch Gutes: Das, was er einst gewollt! Er streckte sich zur Wand. Mörderisch erdrosselten die mageren Finger das Grün des höhnenden Kranzes. Er riß ihn von dem Bilderhaken, auf den ihn seine Frau getan. Am Boden schleifend, zog er des Bayernprinzen Angebinde durch das Zimmer. Er stieß die Fensterflügel auf. Die stille Nachtluft füllte sich mit Duft. Es roch nach Griechenland, nach Rom, nach freiem Himmel, nach Bläue, Stille, und nach ewgem Grün. Jäh schluchzte Schiller, selbstverräterisch. Beschämt versank das Haupt ins raschelnde Geblätter. Er kniete vor der Fensterbank. Leblos hing des Geworfnen Gliederlast zu Boden: Des Künstlers letzte Reise! Statt seines Kopfes hob sich aus den Schultern der Ruhmeskranz. Dunkel zackten die Blätter den

Sternenhimmel, den das Fenster ausschnitt. Die Nacht brauste.

Das Marterdenken fing im überheizten Haupt von neuem an, das Lügen: Wär' er gesund, er zwäng's! Dann könnte er in einem Zug das Werk vollbringen. Von sieben Tagen in der Woche war er fünfe krank. Lag da, gedankenbar. Drum unterlag er! Er mußte Futter schaffen, wenn zaghaft ihm die Kraft zurückkam! Für Geld Gedichte machen, Buchpakete packen: Musenalmanache, damit er mehr verdiente! Und dann erst, dann erst, solang die Kraft noch hielt, mit Gier das Werk zusammenkratzen, bevor von neuem schweres Siechtum lähmte. Wie eine Riesenfaust trug ihn das Schicksal. Mit Mut und Selbstverachtung sah er Sterne, Land und Nacht; er hing im Raum. Er hing im Raum in Marterqualen und konnte sich nicht lösen, löschen! Er hieb den Lorbeerkranz weithin, in freie Luft. „Ich brauche Ruhmeskränze nicht, ich bin dein Feind, Natur!" Der Blätter Fall durchraschelte die Nacht. Mit letzter Kraft gespreizt, Wahnsinn im Blut, voll Schauder und Verwegenheit, stand er vorm überlegnen Mond:

„Sag' es der Sonne, die ich nimmer seh, ich wollte wider sie, ich war ihr Feind, der selber Licht wollt' spenden, doch ich ergab mich nicht. Nein, ich ergab mich nicht!" Fanatisch winkte er dem

Weltall zu, dem haßgeliebten Frieden — der Harmonie! „Du tatest, was du konntest, mich zu töten, vom Elternhause an. Ich unterliege scheinbar! Dein Wutstoß trifft vorbei, ich tret' zur Seite! Ich bin ein Mensch, der echteste, weil ich am meisten litt. Ich bin das Wesen wider dich: ich will!" Verzerrtes Lachen klang: „Du gabst die Waffe mir, die dir die Beute jetzt, du Marterhund, entzieht. Kraft dieses Willens sterb' ich, nicht durch dich!" Er griff nach der Pistole, sieghaft, und taumelte zurück: „Du gabst den Willen mir? Du gabst ihn mir?" Gebrochen hauchte er: „Auch dieser Wille ist dein Werk — Natur!" Vom Fenster floh er in die Dunkelheit des Zimmers, bestürzt, zerbrochen — fertig! Der Ausgang war versperrt! Nun war er tot.

Zwischen Tisch und Sessel stand Schiller; er stierte in den Boden: Ein Menschen-Tier. Sein Heiligtum, sein Bestes, das Menschenschaffende, das Eigenste: sein Wille gehörte nicht ihm zu, auch das Natur? Sie schenkte ihm den Willen, mit dem er sich vermaß, sie zu besiegen? So war er nichts? Sie schuf ihn durch die Gabe erst zum Menschen und weigerte sodann das Menschentum? Er keuchte: Wenn dieser Wille ein Geschenk der Güte war, so war die Nichterfüllung dieses Willens höchster Undank, Sünde! Die Hand, die wieder zur Pistole fuhr, erstarrte:

Wollte das Schicksal, daß er sich erschoß? Die Schöpfung schuf doch nicht, um Tod zu geben? So war der Wille ein Geschenk der Härte? *Befehl*, das Leid zu End zu tragen?

Aus jeder, aus der letzten Sicherheit geworfen, hub er die Wanderung, die ihn zur Klarheit bringen mußte, von neuem wieder an. Ganz leise klang's in ihm: „Vielleicht ist dieses Leben doch noch möglich? Ich *will* ja leben!" War *dieser* Wille, Wille der Natur? Zaghaft, verschüchtert, folgte er dem Denken, das sich von selbst ergab, das nicht aus ihm entwich: das die Natur *befahl*: Er war ein Stück des Ganzen, er hatte Willen. Mißlang das Ganze, wenn sein Werk — sein Werk war er! — mißlang? Wenn jedes Menschen Werk mißlang, mißlang das Ganze? Was hieß mißlingen? Er kannte ja das Ziel nicht, das die Schöpfung sich gesetzt! Nur *das* entschied! Vielleicht erschloß sich doch die Schöpfung durch das Kunstwerk? Das Kunstwerk war der Schöpfung Bild und doch: *sein* Werk! Der Schöpfung Bild? Ja, ja! Er konnte dann zum Ganzen schließen: vom Bild zur Schöpfung. Er kannte aber auch das Ziel des Kunstwerks nicht, doch ja: *das* war Natur! So war die Schöpfung sich Beginn und Ziel? Die Kunst besaß, in ihrem Werk, nicht Zweck; war auch die Schöpfung zwecklos? Zweck kannte nicht das Kunstwerk, doch alle Künste hatten

einen Zweck: Erhalter und Behüter der Natur zu sein! Rangen der Menschheit höchste Kenner zweckvoll um die Erhaltung von Zwecklosigkeit? Was war der Zweck der Schöpfung? Erschauernd strich er seine Stirn, mit Ehrfurcht: Hier war die Grenze, die ein Gott gesetzt! Ein Gott? Der Gott! Die Schöpfung, die Natur, die Welt? Hier war: Nichtwissen, wenn man sich beschied, Unendlichkeit, Wahnsinn für den, der weiter wollte: hier schleierte das Rätsel. Sein Denken tastete: Die Schöpfung hielt sich in sich selbst verankert. Sie war sich wichtig, denn sie war! Sie sah nichts, darnach sie in Unzufriedenheit zu streben hätte; sie war sich Vorbild selbst und Maß. Sie war allein, in sich und außer sich. Ihr Glaube konnte niemals wankend werden; sie kannte weder Feinde noch Vergleich. Sie glaubte! Wem? Sich! Durch Ewigkeiten glaubte sie Hohlheit war dieser Erde Höchstes nicht! So hatte Glauben Sinn? Das Herz schlug freier. Der Glaube der Natur war also höchster Sinn? Der Glaube hielt die Welt zusammen. Glauben? Glauben!! Die Arme stieß er in die Luft. Er mußte glauben!? Wem? Woran? An sich? An wen denn sonst? An sich!! Das mußte jeder Teil, damit das Ganze an sich glauben konnte. Glauben? Das war der Ausweg! An sich und an die Schöpfung glauben, wie sich die Schöpfung glaubte. Dazu erhielt er

Willen! Das konnte er, das mußte er, nachahmend die Natur! Etwas wie Freude wuchs. Er konnte glauben, wenn er glauben wollte. Wenn irgend etwas Zweck besaß, besaß das Ganze Zweck. Wo eine Frucht war, wuchs auch Samen für die neue Frucht. So hatte alles Zweck und Wert? Weg mit dem Grübeln! Er durfte glauben! Er wollte, mußte, glauben! Er sank in sich zusammen, geschwächt von der Ideenfülle der Erkenntnis: So war er nötig, so war er dennoch zweckvoll eingekettet in das Ganze? Und:

Wenn er den Zweck des Ganzen nicht ermaß, wie wollte er sein Werk vermessen richten? Wo war das Maß, das Vorbild denn, darnach er schloß, ob's gut war oder schlecht? Wo war der Maßstab? Goethe? Nein! Nein!! Auch der war Mensch und suchte schwer und fand nicht mehr als das, daß man nichts wissen konnte. Der hatte seinen Ton zum Bilde dieses Daseins bloß zu geben, wie er den seinen. Natur war Vielheit, Vielheit erst schuf Einheit, die jede Vielheit einzeln nicht begriff. Der Teil ersah das Ganze nicht.

Er trat zum Schreibtisch. Er las: „Ja, ja", das, was er las, war schlecht! War schlecht! Erschien ihm schlecht! Erschien ihm denn nicht alles schlecht, was wider seinen Willen war, was die Natur gebot? Not, Krankheit, Unver-

mögen? Und war's nicht trotzdem Segen? Er hob den Kopf: Woher gewann er diese Stunde des Erkennens? Durch die Natur, die ihn, durch Qualen, fertig formte! Stets, was er für sich wollte, das wollte niemals die Natur. Wie klug sie war! Was schlecht erscheint, nicht so: wie er es will, will also die Natur? So war sein Werk das Bild des Kampfes zwischen der Natur und ihm? Kampf zwischen Urgefühl und seinem Geist? Das alte Leid: Instinkt und Denken? Die Daseinsspaltung in ihm aufgezeigt? Tragödiendetail der Welttragödie? Weltgeist im Kampf mit Menschengeist! Befehl von oben, Widersetzlichkeit von ihm beschrieben: sein Werk war wie sein Leben, *die Tragödie*: ein Bild des Unterliegens.

Die magern Arme zitterten im Fieberfrost der letzten Kenntnis! Er mußte *glücklich* sein ob seiner Not. Was er so oft in Sehnsucht sagte, mit leerem Ton, war *wahr*! Ja: *glücklich*! Die Not war der Beweis des Höheren, das wider diese Irdischkeiten stritt, das dazu war! Er war gebunden! Gebundenheit! Das war des Wallensteins Tragödie *auch*: *Drum* mußte er fallieren. Er und der Wallenstein! Was in der Tat, im Inhalte nicht möglich: das Sterbliche zu löschen, nur Willenslicht zu sein, das konnte in der Form — denn Form und Inhalt bildeten Vollendung, wenn

gleichberechtigt sie! — auch nicht gelingen! Was Wallenstein in seiner Tat mißlang, mißlang dem Dichter in der Form der Schilderung des Tatmißlingens. Die andern sahen dies Mißlingen nicht! Das sah nur der, der dran zerbrach! Er sah's! Und auch am Werk, das seinen Stolz zerstieß: Auch Goethes Form saß schief! Das griechische Gewand des Verses paßte nicht zur herrlich-deutschen Herzidylle! „Ich seh's nur so! Dann seh ich aber auch das eigne Schlechte nur mit meinen Augen!" Die Brust erhob sich wieder:

„Ich geb der letzten Sehnsucht Flügel, drum muß ich stärker straucheln, wenn die Behäbigkeit des Alltags auch schon wankt." Es klopfte an die Fensterscheibe; der Schaft eines Spießes wurde, über die Fensterbrüstung baumelnd, sichtbar:

„Zwei Uhr Nacht!" sprach mahnend die Nachtwächterstimme gedämpft von unten. „Auslösch'n, Herr Hofrat!" Das Leben tappte ins Gedankenreich! Schon wieder anders, als sein Wille wollte! Nur zu! Damit das Bild gelang! Ein Armhieb warf die Lampe von dem Tisch. Zu keiner Alltagshandlung, zu keinem Worte war er fähig; doch er gehorchte! Das Ölfeuer starb in den Scherben, nachdem es zweimal, vom Boden flackernd, den niederen Plafond gehellt. Brummend trollte der Nachtwächter weiter: der Hofrat

war ein Narr! In Schiller war es hell: die Menschheit wußte gut, warum sie mörderisches Denken hemmte durch Enge der Alltäglichkeit! Man ging zugrund im Sonnenlichte reinster Geistigkeit! Ganz nah war er gewesen! Bestand sein Werk? Bestand vor w e m? Vor dem, das er nicht kannte? Das nur im Himmel war? Vor i h m bestand? War er das absolute Maß der Kunst? Trug er's in sich?

Es war des Lebens Pflicht: Zu s e i n ! Zu geben was man hatte! Zu glauben, in Ergebenheit! Er ging zum Schrank, in dem die Frau der Kinder Taufkerzen verwahrte. Ihm fiel bei, daß dieses Kind, das seine Frau im Innern wachsen ließ, schon Waise wäre jetzt. Dankbar sah er den Sternen zu. Mit zitternder, tatgieriger Hand ergriff er die Kerzen. Die eine stieß er in die Streusandbüchse, der andern baute er aus Büchern ein Gestell. Dann schlug er Feuer. Wie ein Altar der Arbeit war der Tisch. Er hob den Stahlstich von dem Boden auf und hielt die Fäuste auf die wunde Brust gepreßt. Er wog noch einmal:

Er gab mit letzter Kraft, das Beste, was er konnte. War das getan, dann durfte er von hinnen reisen! Erst dann! Das war das Menschenwerk: es hatte Licht und Schatten, war gut und schlecht! Je, wie man es besah. Das Werk war endlich, und das Urteil auch. Wer fand es schlecht? Wer

gut? Nach welchem Maßstab? Nach seinem, nach ihrem? Schlecht war's für ihn und gut für andere. Für wen? Für Kritikaster? Für andre, die im gleichen Kampfe neidisch schritten? Wog solches Urteil die Unendlichkeit? Er wußte nicht, woher er kam, als Lebender; er wußte nicht, wohin er ging, als Toter. Er wußte nicht, warum dies alles war, warum er schaffen mußte. Er mußte! Er hing im Raum und war solange sich bloß selbst Gesetz, bis er das andere Gesetz, das über ihm, erfassen konnte. Hiernieden nicht! Erst später! Anderswo! Er wußte: wenn sein Gesetzlein starb, trat das noch jetzt verhüllte Schicksal, das Gesetz der Welt, vor ihn. Hiernieden war zu ahnen, Gewißheit war versagt. Jedoch er fühlte, stärker noch als je, die Pflicht, das Werk zu tun. Vollkommenheit war jedermann verwehrt, nicht ihm allein: was andere hatten, fehlte ihm und umgekehrt. Das Urteil sprach die Zeit: Sie hatten sich die Regeln schön gebaut, darnach sie stritten. Und jeder glaubte, daß die Krücke, die er gezimmert hatte, richtig war. Sie stritten um das Kunstwerk, statt's zu geben! Was war das Kunstwerk? War es sein Werk? Wie nebensächlich war doch solches Denken! Das, was die Menschheit jetzt, vielleicht in hundert Jahren noch, als Kunstwerk nannte, war für die einen sicherlich sein Werk! Und für die andern galt das Ihre oder

andres. Und dennoch gab es einen Kern, daraus das Kunstwerk wuchs! Ob seine Ernte schon ein Kunstwerk war, war gleich und nicht enscheidbar; den Kern besaß er:

Er hob die Arme himmelwärts, er opferte sein Leben. Es gab nur eines: Ehrlichkeit, Nachgeben diesem Trieb von oben zur Vollendung! Verbrennen ohne Rest! Das Beste wollen, rein sein, nicht zur Seite schielen, nicht Lob und Tadel, nur der Seele, in sich, horchen. Die war ein Schimmer aus der andern Welt. Ein Schimmer, der verhieß, der orientierte, der Licht gab dem, der mutig durch das Dunkel schritt, dem Ziele zu, in unerahnte Fernen. Das hieß Persönlichkeit. Mißlang das Werk, das heißt: gelang's, soweit es Menschenkraft gelingen konnte, wie seinem Wallenstein der Lebenswunsch mißlang, der dennoch ihn, wenn anders auch, als er gewollt, zum Herren dieses Lebens, als ein Toter, machte, so war's — gelungen. Denn die Tragödie gab, und drum auch er, ein Ebenbild des Lebens! In der Tragödie unterlag der Mensch, im Leben auch. Dies anzumerken, andren warnend zu vermitteln, für jetzt und später, dazu war er da! Zur Warnung und zur Einkehr. Nichts wog des Künstlers Ehrgeiz, die heiße Frage, ob es gut war oder schlecht; bloß ehrlich mußt es sein; dann konnt es gut sein! Ob's gut war, wies die Zeit! Was hieß

denn „Ewigkeit“, für die er schaffen wollte? Ein Wort, das er nicht faßte, nicht fassen konnte: dem einen war die „Ewigkeit“ ein Jahr, dem andern, Besten, war sie eine Spanne von Jahrhunderten, dann fiel und sank das Beste auch; denn immer neue Männer kamen und neue Formen für das gleiche Alte! Er hatte bloß den Kampf, den Sieg, der immer Niederlage war, als Bild zu stellen. So gut er konnte! Nicht Göttliches für sich verlangend, das nicht schon in ihm ruhte. Vermittelte er diesen Grundsatz dieser Erde, in höchster, bester Form? Die Frage war zu kleinlich; den Keim trug er in sich: Die Ehrlichkeit, die löste jedes Leid und jeden Zweifel. Der mußte jeder folgen, dann war das Herz befriedigt! Dann griff's in andre Herzen auch, die ehrlich kämpften: Mit festem Blick sah er durchs Fenster. Verschieden hoch steht jeder Stern im Raum; jedoch es leuchtet jeder!

Er ging ans Werk. Er hatte nicht mehr zu viel Zeit als kranker Mann. Nun hieß es tätig sein, noch fleißiger, den Tag hindurch, die Nacht hindurch, den Tag. Er hatte allzu viel versäumt im Grübelkleinmut seiner Menschlichkeiten. Er lächelte: Sich selbst verzeihend, griff er nun zur Feder: Er schrieb, im Kerzenlicht, mit Gier und Hast, sein Dulden auf . .

Die Klingel tönte. „Herrn Reinwald!“ befahl Schiller dem Mädchen. Cotta und Schiller saßen reglos, wortlos, bis Reinwald kam. „Schwager“, sprach Schiller, mit gefaßter Stimme, den verkniffen Eintretenden ernst messend, „freue dich; du kannst noch heute zu Phines fettfreien Gerichten heim!“ Starr und ängstlich sah Reinwald zu Cotta, der bleich und ernst, vom langen Ritte beschmutzt, im Hintergrunde schwieg. „Mein Vater ist tot“! Reinwald schnappten die spitzen Knie. Entsetzt in Schillers starres Antlitz sehend, sank er schnell auf den Sessel. Die Linke war am aufgerissnen Munde festgebannt.

„Am Magenübel?“ frug er feig und heiser. Schützend fuhr die Rechte zum Bauch.

„Herr Cotta wird dir vielleicht die näheren Details vermelden.“ Schiller drehte sich dem ergebenen Buchhändler zu: „Ich will bloß noch an die Mutter und an die Schwestern schreiben“, sprach er, „die Briefe nehmen Sie mir, bitte, mit; wenn Sie schon nicht die Nacht bei uns bleiben wollen.“

„Ich kann nicht bleiben! Wenn das Gefecht für die Unsern ungünstig ausging, finde ich die Offizin geplündert."

„Reinwald", sprach Schiller, „sag der Lolo die Trauernachricht! Aber nicht vor den Kindern!" Heldenmütig verschluckte Reinwald den Vorwurf, daß man ihn also eigentlich unnötig so schweren Reisestrapazen ausgesetzt hätte; da hätte die Phine doch besser gleich bei ihm bleiben können!

„Schwager", sagte Reinwald kläglich, „jetzt bin ich der Familienälteste", er erschauderte vor der Angst, daß die Sanduhr nun für ihn lief. „Laß mich's sagen: Du ruinierst dich; ich hab's in den paar Tagen, die ich da bin, genauestens erkannt! Schmeiß den ‚Wallenstein' weg und fang' ein andres Drama an. Denk' drüber nach!"

Rätselhaft, starr ablehnend, war Schillers Blick. „Ich denke nicht mehr nach", sprach er. „Wer mit der Kunst im Reinen ist, der ist's auch mit der Lebensnot!" Sehnsüchtig hob er den Blick. „Ich wandre aufwärts, wo ich Vater sehe und alle, alles!"

Reinwald schüttelte den Kopf, er verstand ihn nicht. „Gut, gut", sagte er beleidigt, „ich schau' jedenfalls, daß ich fortkomme; sonst fangen mich am Ende noch auf der Heimfahrt diese verfluchten Franzosen!"

„Ich lasse der Phine innigen Dank sagen für

ihre Menschlichkeit.“ Schillers Stimme kämpfte schwer um Tränenreinheit. „Vater lebt — in uns — fort.“ Er wandte sich und Reinwald schlich davon. „Cotta“, sprach Schiller nach einer Weile, „ich danke Ihnen herzlich, daß Sie verhüteten, daß ich die Nachricht häßlich erfuhr. Geht's noch nach Weimar?“

„Nein, nein, ich muß direkt nach Haus! Ich hörte übrigens bei der Torwache, daß Herr von Goethe in die Schweiz verreiste . . .?“

Schillers Blick war müde. „Ich bringe Ihnen die Gesamtausgabe Goethes“, sagte er. Cotta verneigte sich. „Aber Sie werden es nicht leicht haben, mit ihm zu handeln; er kennt seinen Wert.“

„Nicht wahr: Wir sprechen später einmal davon?“ bat Cotta. Starr sah ihn Schiller an. Verwundert! Voll jäh gerührter Liebe, als hätte er nicht erwartet, daß es noch Menschen gäbe, die ohne Eigennutz ihm Gutes taten. Cotta sah Tränen in Schillers Augen treten; er sagte drum: „Nicht wahr, ich darf den Tübingern vermelden, daß Sie n i c h t kommen? Wissen Sie schon? Sie haben Sie zum Professor ernannt.“ Schiller nickte, er wandte sich heftig ab. Die Heimat, die Jugend riefen ihn! Hochaufgerichtet ging er in das kleine Dachstüblein, in dem er, neben seinem Arbeitszimmer, schlief. Traurig sah ihm Cotta nach.

Schiller warf sich der Länge nach aufs Bett und schluchzte in den Polster fassungsloses Weinen aus. Das Dasein war für den, der dachte, furchtbar hart! Er hob den tränennassen, furchtgefleckten Kopf, als lauschte er: „Das Werk errettet mich, indem's betäubt!" lispelte er. Jetzt wollt' er weinen, weinen. Weinen! Er hörte Cottas Gehen und dankbar sank er nieder. Zum Liebsten, Gütigsten, zum Einzigen, das er mit Liebe noch besaß: zum Weinen.

* *

„Fertig!" sprach Schiller langsam zum Kopisten, den Blick von der Winternacht losreißend, die ernst durchs Fenster seiner Stube sah. „Die drei Dramen des ‚Wallenstein' sind fertig." Er atmete befreit und wurde doch nicht froh. „Sie können nach Hause gehen, Herr Möller!" Schiller zog das Geldbeutelchen. „Ich gebe Ihnen gleich Ihr Honorar; es ist mir leid, daß ich Ihnen so viel vom heiligen Abend stehlen mußte. Aber immerhin, wenn Sie eilen," er zog die Uhr — und sah den verhutzelten Schreiber starr an, „es ist halb drei Uhr Nacht," sagte er verlegen, „Sie kommen jetzt auf jeden Fall zu spät zur Bescherung!"

„Aber ich bitte, Herr Hofrat, das macht doch nichts!" Der Schreiber verneigte sich. „Und wenn Sie wieder etwas zu diktieren haben, so bitte

ich ergebenst, es mir wieder zukommen zu lassen?" Schiller lächelte müde. Scheu reichte er dem andern Geld. „Meinen submissesten Dank, Herr Hofrat," sagte das Männlein, zerquetscht aus seinen entzündeten Augen aufsehend, „es ist ja gewiß sehr unverschämt von mir, daß ich mir überhaupt ein Urteil erlaube, aber," das ängstlich beherrschte Antlitz entkam den Fesseln der Bedrücktheit, „der ‚Wallenstein' ist so wunderbar, wie ich in meinem ganzen Leben noch nichts diktieren gehört habe."

„Ich danke Ihnen," sprach Schiller freundlich, dem verlegenen Schreiber die Hand drückend, „es könnte sein, daß das Lob Ihrer engen Welt mir der beste Dank für mein Werk wäre." Er wandte sich. „Kommen Sie!" sagte er, zur Tür tretend. „Ich will Ihnen drunten das Haustor öffnen."

Kärgliches Licht gab die offenstehende Zimmertür dem Treppenhaus. Die Schritte klangen wider von den kalten Wänden, als sie niedertappten. Herr Möller stand. Im dunkeln Flur drehte sich der Schlüssel; die schwere Eichenpforte ging auf, halbe Helle, Schnee sank herein; weiß, kalt, stumm, stand die Welt vor ihnen: Jena schlief. „Ergebensten guten Abend," sprach das Männlein und dienerte, „und frohe Feiertage!"; es zog mit den magern Armen die Pelzmütze über die vorstehenden Ohren und ver-

schwand rasch und lautlos, längs des Hauses, im tiefen Schnee.

Schiller machte, als er sicher war, daß ihn der Schreiber nicht mehr sehen konnte, hastig ein paar Schritte hinaus in den einsamen Schnee. Er sah aufwärts: Die Fenster der Seinen zeigten kein Licht. Sie schliefen! Die Brust schmerzte in der Kälte; er trat ins Haus zurück, stieß den Schnee von den Füßen und sperrte ab. Unschlüssig, eine große, wühlende Leere urplötzlich in sich tragend, gleichsam bestimmungslos im Raum, stieg er erschöpft die Stufen hinan. Es wurde ihm mit einem Male schrecklich klar, daß er nichts mehr zu tun hätte, daß seine Hoffnung und die Willensneigung nun ohne Richtung wären. Schlafen? Sollte er jetzt schlafen gehen? Das konnt er nicht! Doktor Starkes Pulver? Das half ja nicht! Die Sache lag doch etwas tiefer, als diese Herren Ärzte meinten! Ohne zu wissen, warum, klinkte Schiller die Tür ins dunkle Wohnzimmer auf:

Schwarz hob sich und vielfach geteilt die Kontur des kegelförmigen Christbaums vom hellen Fenstviereck vor ihm ab. Es roch nach Tannenwäldern. Schiller schloß selig ergriffen die Augen, mit einem traurig-glücklichen Kinderlächeln des weit zurückgelegten Kopfes sog er gierig die warme Luft ein, die so seltsam aus Tannen- und Wachskerzenduft gemischt war. Etwas wie Friede sank

in ihn. Kindheitserinnerung. Der freudig ergebene Gesichtsausdruck schwand: ein fremder Geruch trat störend in das Wohlgefühl seines Sinnes ein. Schillers Gesicht wurde, im Widerschein der Sterne und des Schnees der Landschaft, streng abweisend. Die milde Ruhe kehrte wieder, als er erkannte: es war Linens Parfüm, das im Raume hing! Die Line! Sie war also auch heute abend dagewesen? Er öffnete seufzend die Augen; alles stahl ihm das Werk! Alles! Die Menschen und deren Liebe! Alles. Er hätte mit der Line gerne wieder mal gesprochen! „Ach Gott!“ Er machte eine matte Handbewegung: wozu? Das Reden half ja nichts. Er barg, Erlösung heischend, sein Gesicht, in den stechenden, duftenden Nadeln des Baumes. War das schön!

Wohlig war's, einmal nicht denken zu müssen!

Die Uhr im Nebenzimmer schlug laut eine Stunde. Es kam Leben in Schiller; die unbequeme Stellung schmerzte seinen zermürbten Körper. Er richtete sich auf, fing sich ein Zuckerringlein, das vor ihm schwankte. Hungrig aß er's; dann ein zweites und drittes. Starr sahen die Augen, während die Zähne das splittrige Süßzeug zerbissen, auf ein Licht im Schloß. Das einzige, daß außer dem in seiner Stube droben, im Städtchen wachte! Schillers Augen wurden groß und ernst; langsam stieg die Erinnerung in ihm

zur Klarheit, daß Goethe ihm geschrieben hätte, er verbringe den Weihnachtsabend, des „Wallensteins“ Vollendung erharrend, nicht in Weimar, im Jenaer Schloß, dort! Allein! Goethe hatte auf ihn gewartet! Schiller machte, im heißen Impuls der Sehnsucht, die ihn überfüllte, eine jähe Bewegung zur Tür. Er wollte zu ihm eilen, einen Menschen sehen, Goethe! Er hielt. Goethe? Nein! Er störte ihn! Und wenn auch nicht! Und — überhaupt! Ein jeder hatte mit sich selbst genug! Ja! Was sollten sie auch sprechen? Es war wie leiser Zwang allmählich zwischen sie gekommen. Zwang? Nein, nein! Ja: er hatte recht! Zwang! Ein Zwang war da, was Übersättigtes! Er nickte Goethes fernem Lichte zu. Es war im Leben einmal so! Was sie sich geben konnten, hatten sie gegeben. Sie fühlten's beide! Sie konnten beide nun sehr gut allein bestehen. Er ging nicht hin zu ihm! Er schüttelte den Kopf und sah zur Seite: Es roch im Zimmer irgendwo nach Rauchtabak? Die überhitzten Sinne konstruierten ihm das Leben aus Dingen, die Gesundheit kaum erkannte. Das Tischchen! Im Aschenbecher lag verraucht eine Zigarre. So war auch Lines Mann, der geduldige, dicke Wolzogen, da gewesen? Schiller lehnte sich an den Tisch, damit er den scharfen Geruch des Tabaks unter sich hatte. Das belebte und gab

ihm ein schwaches Sensatiönchen. Er sah die Kontur des Schaukelpferdes, das wohl Karl gehörte, und das periodische Leinwandgeschenk der Mutter sah er, sie hatte es auch heuer nicht vergessen. V e r g e s s e n ? Er zog die Stirne kraus: er hatte ja der Lolo heuer gar kein Geschenk gegeben? Dran war nur schuld, daß er solange jetzt die Line nicht gesehen! Er hätte sie sonst sicherlich gebeten, daß sie's besorgte. Der „Wallenstein" war schuld daran! Der „Wallenstein"! „Und?!" Mit Stolz hob er den Kopf: Wog nicht der „Wallenstein" die lächerliche Kleinigkeit dieses Kalenderkrames auf? Ein Kind hustete nebenan; Schiller sah zur Tür:

Ob sie ihm wohl recht böse waren, ob sie recht litten, weil er den Weihnachtsabend ihnen so verdarb? Er wollt' es hoffen; dies war ihm ein Beweis der Liebe doch! Er strich die Stirn: sie hatten sicher bitterlich geweint! Sie hatten ihn ja gern! Sie litten viel. Und dennoch! Er riß sich auf und sah, ohne zu wollen, wieder hin zu Goethes Licht. Soviel, wie er, litt keiner! „N i e m a n d!" sprach Schiller drohend hin zum Lichte, als widerspräche jemand; er hörte bloß den eignen, schwachen Zweifels-Widerspruch in sich, im Streiten wider seine Künstlerseele! „Trotzdem!" Er h a t t e recht! Litt er, da dieser „Wallenstein" vollendet war, denn jetzt nicht mehr? So, so?! Er litt nicht mehr? Er lachte

höhnisch! Der „Wallenstein“ war wohl ein Werk, nach außen, äußerlich besehen, und das war fertig, nach innen war der „Wallenstein“ das Werk, daß er in Unablässigkeit, bis zu dem Tode tat und fort tun mußte! Nein, nein, er war noch nicht erlöst! Der „Wallenstein“ war bloß ein Titel für seiner Seele Kämpfe; das ganze Leben jetzt schrieb er nichts andres mehr als dieses Werk, in ewig andrer Form nach außen, bis endlich Ruhe kam, mit anderm Namen. Schrieb er? Schrieb er? Die Lethargie verschwand: Was tat er nun? Was war der neue Name für den neuen „Wallenstein“?

Der „Wallenstein“ war fertig. Dies eine Drama! Der Lebenszweck seit vielen Jahren tot. Nun kam noch Feilarbeit, Korrespondenz und Inszenierung; wie gierig Goethe wartete auf dieses Werk? War's echt dies Warten? Ach ja! Seit vielen Jahren! Dann kam das Lernen noch vom Bühnenbeispiel, Pöbelbeifall, Pöbelablehnung, Lärm der Freunde, Haß der Feinde, Neid beider und dann — die Leere der Zwecklosigkeit! Die Leere, der er heiß, seit vielen Jahren tölpisch zugestrebt, die ihn nun schaudern ließ, weil er, dem Ewigen sei heißer Dank gebracht!, verspüren mußte, daß sie nicht zu ihm paßte. Das Werk zu tun, war Leid und Qual, das Werk vollendet aus der Hand zu geben, war wie Verban-

nung aus dem Segensland der Qual, in dem er furchtbar litt und nicht bewußt sich wurde, daß er ein armer, kranker Hund und Krüppel war, daß ihn die Sorgen stets von neuem stellten, daß er allein, zwecklos und leer, nichts wissend von dem Heiligsten der Welten, krumm, dumpf und stumpf, mit einer müden Frau, die keinen neuen Drang in ihm mehr schuf, mit Kinderlärm, gewöhnlich, wie ein deutscher philiströser Bürger, im Dasein flatterte, bis dieser Zufall kam und ihn beiseite wischte: tot. Er fuhr, von Eisesschaudern hart geschüttelt, weh zusammen und riß sich beide Hände vors Gesicht. Die Zähne knirschten; der ganze arme Körper wurde Widerstand, die Seele flehte:

„Nur das nicht, großer Gott, nur das nicht! Nur nicht im Sande sterben, abgestürzt, versiegt. Nicht in der platten Stille der Gewöhnlichkeit! Groß sein, verrückt, verrannt, nur nicht: gewöhnlich!“ Er hielt die Fäuste vor die Brust gepreßt, den Kopf gesenkt, im Sturmesflehn verbolzt, maßlos im Stolz. Er gab sich nicht geschlagen! Er war zu töten, aber nicht zu schlagen! „Niemals und nie!“

Er sah sie schon, mit lauten, linden Worten kommen: er möge doch jetzt endlich ruhn und Schonung sich vergönnen! Wozu? Wenn einer starb, so war er reif! Wozu dann Schonung, wenn sie der Reife nicht bloß diente? Und wenn ihn

jetzt, im Augenblick, der Tod antrat — im letzten Atemzuge reifte er vollendet. Es starb nicht einer, ohne reif zu sein! Er sollte mit dem Tode feilschen? In Bäder reisen? Der Tod war dieses Lebens Fürst! Schiller riß die Lider auf; sieghaftes Feuer quoll aus seinem Blick. Er sah die Sterne und sah Goethes Licht: Schwingen trug er, um sich ins neue Werk zu retten! Er schwang sich auf; sein Hirn hub an: Da war einmal die junge Königin Maria Stuart, die, so wie er, im Tod erst glücklich war, das Hirtenmädchen, das solange siegte, solang es glaubte, das dann erst stürzte, als es nieder sah. Die Schweizer Sage, die ihm Goethe gab und dann — er rang die Finger ineinander: Die Kunst ist Spiel! Er schrieb sich einfach Fugen dieses Daseins, probierte die Gesetze, da und dort, den Chor, die Masse. Demetrius war Stoff, in dem sich Fremdes, Geheimnisland der Seele zur Behandlung bot. Und dann! Der Schweiß trat auf die Stirn, dann dichtete er nochmals seine „Räuber", nun reif und kühl, dann besserte er seine Jugendwerke, schuf den „Don Karlos" neu und ohne Bruch! Und dann: die Stoffe wußt er jetzt; Lektüre wuchs und Zeit ihm sicher neue zu. Und dann und dann, mit höchster Sehnsucht sah er zu den Sternen. Er hob die Arme:

„Nicht wahr, und dann," so bat er, „einmal

muß dieses Lebens Wrack ja doch zu Ende sein? Dann gilt auch mir der Aufstieg, zu dem reinen Geist, zum Leben ohne Schwere, zum Reich der Schönheit und der Harmonie! Ich bin hiernieden, um erhöht zu sein!" Starr sah er in die Nacht, den Sternen zu. Minuten und Minuten! Hell sank sodann sein Haupt, voll Ruhe und voll Reinheit. Wer dieses große Rätsel des Erhabnen sah, die Sternenwelt, im Weltenraum die Wunder, dem konnte dieses Leben nicht mehr schaden; er wußte, daß er war, für alle Zeit.

Solang er noch hiernieden exiliert, galt es zu schaffen, aus der Verbannung aller Ewigkeit sich aufzuläutern, durch höchsten Fleiß. Er hörte Schlittenschellen vor dem Haus: Die Ordinaripost aus Leipzig? Es war schon früh. Ach ja, es wurde hell! Ihn fror. Er nahm sich noch ein Zuckerringlein mit, trank gierig jeden Weinrest aus den Gläsern, die, als Erinnerung an Cottas Weingeschenk, im Dämmerlichte vor ihm standen, und ging mit leisem Tritt hinauf in seine Stube: Er wollte sich die Pläne doch notieren! Und dann, grad fiel ihm ein, der Monolog des Wallensteiners konnte besser sein! Ja, ja: Es galt noch mehr das Sein, das zu hoch will und dann nicht rückwärts findet, herauszuheben! „Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder!" Das sagte, scharf und klar, was er gewollt!

Wenn er die Worte unterstrich, im Drucksatz und im Munde des Akteurs, sie malten klarer. Das tat er gleich; denn — Max —, der brauchte auch Retouchen, damit er plastisch auf der Bühne stand!

Zur Arbeit!

Er ging zu neuer Arbeit.

Der „Wallenstein“ war aufgeführt. Stumm stiegen sie, in Goethes Haus, die breite Treppe aufwärts. Voran der hagre Sieger und hinterdrein Minister Goethe. Im Seidenfrack mit Ordenssternen. Goethe öffnete die Tür „Treten Sie ein, mein lieber Freund.“ Schiller schritt voran, „das verfluchte Bankett hat zu lang gedauert,“ sprach Goethe ärgerlich, „ich bin nun zu schläfrig geworden, um Ihnen all das noch sagen zu können, was ich Ihnen über den ‚Wallenstein‘ sagen wollte.“ Bös, im inneren, unablässigen Wachstum gestört, funkelten Goethes Augen in der Richtung gegen Karl Augusts Haus. „Nun hat man Sie mir gnädigst frei gegeben, weil mein Kopf, von Licht, Wärme und Rauch, dumm geworden ist. Hätten Sie auf die Hofeinladung nicht auch gern verzichtet?“ Er zuckte resigniert und erbost die Achseln. „Wir sind Dichter; das sagt alles: Nebensächlichkeiten der Nation! Übrigens,“ Goethe legte den schwarzseidenen Radmantel ab, „unser knopfiger Jupiter war heut verflucht leutselig. ‚Meine Leute haben Schönes geleistet‘ hat

er zum preußischen Gesandten gesagt." Goethe hob die Fäuste und verband damit ein verstohlenes Gähnen und Strecken: „,Meine Leute!' Du lieber Gott: Er hätte nie preußischer General werden sollen; er hat die Berliner Großschnauzigkeit akzeptiert." Er ließ die Arme fallen. „Er ruhe sanft bei seiner Jagemann!" sprach Goethe, seiner Vulpius vergessend. „Weg damit!" Der Alltagsteil in Goethe schwand:

Warm, jünglinghaft, impulsiv, faßte Goethe Schillers beide Hände. „Der stürmische Beifall von Hunderten," sprach er bewegt, dem andern tief und liebreich in die Augen sehend, „mag Ihnen heute eine kleine Vorahnung dessen gegeben haben, was meine zottige Brust vom ‚Wallenstein' hält. Ich bin der festen Überzeugung, daß unser Theaterchen heute, durch Sie, eine weltbedeutende Tat vollbringen durfte." Tränen standen in Goethes Augen. „Ich hätte Sie am liebsten vor allen Leuten umarmt," sagte er glücklich, „Schiller, Sie müssen des Herzogs Wunsch, daß Sie hier her, nach Weimar, zögen, erfüllen! Wir wollen Weimar zum Zentrum der Welt machen. Sie tun Werk auf Werk, und ich stells auf die Bühne! — Setzen Sie sich! Hier steht Wein." Er schänkte ein; wie in Scham hielt Schiller den Kopf gesenkt. Unruhig sah ihn Goethe an. „Sie sind doch mit der Aufführung ziemlich zufrieden gewesen?"

fragte er tastend, die Antwort ohne Antwort wissend.

„Mit der Aufführung ja, nicht mit dem Werk!" Nachdenklich und traurig sah Schiller den Freund an. „Es wurde nicht das, was ich vor mir sah." Er streichelte, seine unfrohe Stimmung abbittend, Goethes Hand. „Sie sind so gut und edel zu mir gewesen, so geduldig, die ganze Zeit her, daß ich nicht weiß . . ." Rasch zog Goethe die Hand aus Schillers Nähe.

„Es ist meine Pflicht," sprach er, dem gleichen Künstlerelend entfliehend, barsch und steif, „dem Hofe, als Theaterleiter, zu gefallen, neue Stücke auszustatten und zu spielen; ich tue das auch, wie Sie wissen, dem Kotzebue und den Schlegels. Überdies," lenkte er zurück, „wir haben dem Herrn Superintendenten Herder und dem Hofrat Wieland doch nicht gefallen! Und hätte sich Herr Jean Paul nicht momentan durch eine Geldheirat künstlerisch gesättigt, wir hätten sicherlich seinen Beifall auch nicht zu erringen vermocht."

„Sie sind zu gut zu mir," sprach Schiller, in Gewissensbissen, „mein unseliges Temperament tut Ihnen oft unrecht. Ich kann nichts dafür; nicht wahr Sie verzeihen mir? Ich sündige oft in meinem Denken wider Sie!

„Wir sind alle Lumpen," sprach Goethe fröh-

lich zusammenfassend, „ich tat auch grad dem Herzog wieder einmal unrecht! Nur weil unser Weimar klein ist, glauben wir, es wohnten weniger Lumpen da.“ Den Kopf nachdenklich in die hohe Lehne des grünen Sessels zurückgesunken, lächelte Schillers gegenstandsloser Blick: Für einen Augenblick sah er wieder das festlich geschmückte Theater vor sich, die applaudierenden, geputzten Menschen; die jubelnden Jenenser Studenten. „Was geschah mit dem verhafteten Studenten?“ fragte er.

Goethe rollte die Augen. „Es ist und bleibt eine verteufelte Unsitte,“ sprach er bedenklich „in einem Hoftheater, mitten im Fortgang der Bühnenhandlung, auf die Bank zu springen und „Vivat“ zu brüllen. Sie wollen wissen, was dem vorlauten Burschen geschah? Viel zu wenig: Ich habe ihn mir, neben dem Rauchsalon, vorführen lassen und ihm den Rat gegeben, das nächste Mal v o r dem Theater zu brüllen!“ Goethe schmunzelte. „Der verfluchte und famose Junge der! Also!“ Er zwinkerte Schiller zu. „Ich such' Ihnen hier in Weimar eine Wohnung oder am Ende finde ich gar ein Häuschen! Sie werden ja jetzt steinreich werden.“ Schiller lächelte traurig; Goethe fragte besorgt: „Sind Sie denn gar nicht ein bißchen froh?“

„Trotz der Kälte, die die letzten Jahre in mir

schufen," sprach Schiller nachdenklich „hätte ich doch vermeint, daß mir der Publikumsbeifall mehr Kraft für mein neues Werk gäbe. Mehr erwartete ich nicht, erkaufte ich doch den Erfolg mit Zufriedenheit und Gesundheit!" Er seufzte und zuckte die Achseln: „Ich verspüre leider nichts als Scham und unruhigen Unglauben, daß die Zuschauer wirklich so blind seien, das viele Schlechte im ‚Wallenstein' nicht zu sehen."

Goethe blickte den Freund ernst an, er legte Schiller die Hand auf die Schulter:

„Mit dem Schönen spielen, heißt mit dem Feuer spielen," sprach er nachdrücklich. Schiller erschrak; mißtrauisch, in großer Unruhe, sah er Goethe an. „Sie sagten heute abend," sprach Goethe; „daß Sie nun unablässig produzieren wollten," lächelnd drohte Goethes Finger. „Sie sind ein geheimer Sünder!" Schillers Antlitz zuckte: Ja, es war ihm kosmische Wollust geworden, mit dem Schönen zu spielen, unablässig zu spielen, bis zur Betäubung des Todes! Nur so schien ihm dies Leben noch durchlebensmöglich! Woher wußte das Goethe? Goethe sprach:

„Reden wir morgen drüber, ich geh jetzt schlafen. Mich hat die Vorstellung aufgeregt und abgespannt!" Er gähnte. „Ihr Bett steht nebenan bereitet!" Dankbar, daß ihn Goethe der quälenden

Debatte entkommen ließ, scherzte Schiller, mit der Hand zur Tür seines Schlafraumes zeigend:

„Sind die Kerzen und Bücher weggeräumt?“ Goethe öffnete feierlich die Tür: Zwei lange Kerzen brannten. Auf dem Tisch lag Papier, neben Kiel und Tintenfaß!

„Ich hab nicht mehr das Recht,“ sprach Goethe ernst, „Sie zu schulmeistern. Sie sind zu hoch! Nun Sie alles können, müssen Sie wohl auch *zeigen*, daß Sie alles können! Nur der Dämon darf Ihnen jetzt befehlen! Zudem ist Ihr Schaffen und Sorgen der großen Masse unserer geliebten Mittiere nicht schädlich; der Minister hat also keinen Grund, einzuschreiten. Der Dichter in mir erbittet das Werk, der Mensch,“ Goethes Stimme sank, „muß — schweigen.“ Er zog mit beiden Händen Schillers Kopf vor seinen Mund; er küßte ehrfürchtig, knabenhaft-herzlich, die knochige Stirn. „Schön gute Nacht! Ich Pflichtvergessner geh schlafen.“ Gesenkten Kopfes, Schillers beredten Händedruck mit Freude in sich tragend, schritt Goethe zur Tür. Dort hielt er noch einmal:

„Morgen kommen die Gratulanten!“ sprach er, niederträchtig schmunzelnd. „Sie merkten wohl schon ein wenig den Vorgeschmack heute abend? Schade, daß Ihre Frau sogleich heimfuhr!“ Grüßend und segnend hob er die Hand. „Freuen

Sie sich, großer Sieger, der Nacht; d i e gehört Ihnen!" Er öffnete und zog die Tür hinter sich zu.

Über den dunkeln Gang schreitend, sah Goethe durch die kalte Winternacht, vom Himmel hoch herab, die Figur des Großen Bären funkelnd grüßen. Er nickte ihm vertraulich zu:

„Ihr seid sehr hart mit uns." Zusammenschreckend sah Goethe, im silberblauen Schein der Nacht, schwarz, eckig, steif, die hagere Gestalt des Freundes aufwärts durch den Weltraum reisen. Als starre Leiche, aus dem Grab hervor! Wie dieser eine Mann in Michelangelos „Gericht"! Goethe zitterte und strich entsetzt die seherischen Augen. „So wird es sein!"

* *

„Ach Kind, Kind," sprach Frau von Lengefeld beim zweiunddreißigsten Gratulationskuß, „f a ß t du es denn auch richtig auf, was das heißt, daß du nun wieder von A d e l bist?! Du kannst nun wieder offiziell ins Schloß geladen werden; du sitzest im Theater nicht mehr unter den Bürgerlichen, es hat mir oft das Herz abgedrückt!" Beglückt durchfuhren ihre Arme die Luft. „Ich muß in Audienz gehen; ich muß dem gütigen Herrn Herzog auf den Knien danken, daß er euch den Reichsadel verschaffte! G r o ß ists von ihm,

da er doch mit manchem von Schiller nicht einverstanden ist! Kind! Kind, nun ist alles Bittere deiner Mariage von einst wettgemacht. Gott, wie sich die Tippeltitzes ärgern werden! Und daß es gerade an deinem Geburtstag publik wurde!" Frau von Lengefeld wurde ernst: „Du bist nicht gut angezogen," sprach sie verweisend, „jetzt paßt sich das absolut nicht mehr. Was sollen die Leute von dir denken, wenn sie gratulieren kommen und dich so finden? Was hat denn eigentlich der Schiller zum Ritterstand gesagt?"

„Ach Gott, du weißt ja, er gibt nichts auf solche Sachen."

„Solche Sachen? Er ist nicht halbverrückt vor Freude geworden?!"

„Er freute sich, weil er meinte, es könnte den Kindern vielleicht einst nützen . ."

„So?" sagte Frau von Lengefeld, im höchsten Grade erbittert. „Gut; er verleugnet eben doch nicht seine Abstammung! Zeig mir die Geschenke, die er dir zum Geburtstag machte!"

„Die — Geschenke sind droben!" sagte Lotte gequält, „ich kann sie dir jetzt nicht zeigen." Schillerischer Stolz warf ihr den Kopf zurück. „Schiller hat", sprach sie fest, „meinen Geburtstag übersehen! Er hat schwerste Arbeit und drum nicht Zeit für solche Kleinigkeiten."

„So . ." begehrte Frau von Lengefeld auf und verstummte jäh:

„Ich kann nicht mehr über so gleichgültiges Zeug reden," schrie Lotte, in ihrer Überreizung, von der Gegenwart ihrer Mutter, gepeinigt, „bitte, l a ß mich! Du verstehst mich nicht!"

„Bon", sprach Frau von Lengefeld, „ihr habt eine häusliche Szene gehabt; ich kümmre mich nicht drum. Bon! Sag mir, habt ihr schon ein Wappen?"

„Das neue Stück", sagte Lotte, zitternd abwehrend, „ist in Hamburg, Darmstadt, Leipzig und Dresden angenommen." Sie stand hastig auf: das Mädchen brachte eine Schürze Briefe: Bitten, Anhimmlungen, Widmungen, Kritiken, Einladungen, Annahmen, einen Geschenkring, eine Dose und — die Nachricht, daß Schillers Mutter starb. „Oh du lieber Gott, du lieber Gott, wie soll ich ihm das jetzt beibringen, da er am Plane für die ‚Jungfrau' sitzt?"

Drei Herren und zwei Damen standen im Vorraum unterm Lorbeerkranz, als Lotte aus dem Zimmer trat. „Wir wollen den Herrn Hofrat von Schiller sehen!" — „Seine Bücher sind erhebend süperb; er gibt doch Autogramme?" — „Wo ist seine Frau?"

„Herr Schiller," sprach Lotte stockend, „arbeitet; die Frau Hofrat ist bei ihm; man darf jetzt

nicht stören.“ Ihre Hand suchte hastig die Tränen zu tilgen, die in ihren Augen standen.

„Das Hausmädchen!“ sprach die eine Dame orientierend zu den andern, ärgerlich lorgnettierend. „Die Kleine hat, scheint es, Verdruß gehabt!“

„Hoffentlich nicht unserwegen!“

„Man wird eben m o r g e n wiederkommen! Euphrosine,“ sprach sie zur Tochter, „du wirst ihm eben erst morgen deine meisterhaften Gedichte vorlegen.“ Die Stimmen lärmten, die fremden Schuhe schliffen den Flur, neugierige Blicke durchmusterten das Haus: Friedrich Schiller hing neuerlich und endgültig am Kreuz der Berühmtheit.

Schillers Blick ging vom todstarren Antlitz seiner bewußtlos liegenden Frau zum flackernden Nachtlicht am Fußende des Bettes. Schützend umfing der Großvaterstuhl, den ihm Frau von Stein, die schnell herbeigeeilte Helferin, in den Alkoven vor Lottes Lager geschoben hatte, seine matte Gestalt. Gespenstisch finster zackten die schwarzen Schatten das hell beleuchtete Stück der nahen Wand. Reglos lag Lottes bleiches, blutleeres Antlitz. Bläulich waren die eingesunknen Augengruben, farblos die schmalen, vertrockneten Lippen. Wächsern ruhten die magern Hände auf der Decke. Wie klein und arm das Gesichtchen war, wie mager der Körper, wie . . . Heiß und würgend stiegen in Schiller die qualvollsten Selbstvorwürfe auf. Die Hände preßte er aufeinander, um nicht zu schreien. Er sah ins Zimmer:

„Es ist noch nicht die Zeit zum neuen Umschlag," sagte Frau von Stein leise, „machen Sie jetzt 'mal ein Nickerchen, wenns Zeit ist, geb ich ihr frisches Eis in den Kopfbeutel: Sie brauchen Ruhe!" Er schloß die Lider. Er saß zermürbt und niedergerissen:

Wieder sah Schiller Linens angsterfülltes Antlitz vor den Schreibtisch stürzen. Unruhig bewegte er die Hand. Für einen Augenblick, in der schrecklichen Erregung Halt suchend, öffnete er wieder die Augen. Wo war die Line? Er sah die leblosen Gegenstände im Zimmer und erinnerte sich, daß sie bei den kranken Kindern, nebenan, weilte. Wieder versank ihm die Welt hinter den zusinkenden, schmerzenden Lidern. Er hatte gar nicht gewußt, daß seine Kinder krank waren! Er hatte kein Maß der Zeit mehr in sich. Die Arbeit! Die Arbeit! Waren's Wochen, Jahre, Monate, die er so lebte? Vorhin, es waren auch schon wieder Stunden, hatte er grüne Bäume im Fenster gesehen; es roch nach Holunder. Unruhig schob sich Schiller in der wärmenden Ecke des gepolsterten Sessels: Als er die grünen Bäume sah, schlug Lotte nach ihm!

„Sie ist arm an Blut," hatte ihn Line beruhigt, „die Krankheit der Kinder und das Sparen setzten ihr zu sehr zu." Einen scheuen, schuldbewußten, abbittenden Blick sandte Schiller zur Dulderin. „Die Lolo liegt wie tot!" war Linens Schrei gewesen! Noch immer lag sie wie tot! Wenn sie starb? In lautlosem Stöhnen öffneten sich Schillers Lippen. „Ein Nervenfieber", nannte es der Arzt. „Sie war doch immer frisch und gesund gewesen?" Was wußte der Arzt von der Tra-

gödie der wahren Künstlerehe!? „Herr Hofrat," hatte der Arzt gesagt, „ich verstehe nicht, wie gerade Ihre Frau Gemahlin zu so einer Krankheit kommt! Sie führt doch an Ihrer Seite ein so beneidenswert glückliches Leben." Ein beneidenswertes Leben? Das Wort peitschte. Wie sie vorhin aufgeschrien hatte! Schiller schob bebend die Schultern im Rock und nickte vor sich hin: jetzt saß er bei ihr, jetzt hatte er Zeit für seine Frau, jetzt erwies er ihr diese „Ehre", weil sie vielleicht im Sterben war! Aufrichtig war sie heute zu ihm gewesen, zum ersten Male aufrichtig, seit er sie kannte: sie schlug nach ihm und ließ sich nicht mehr treten! „Krank", nannte das der Arzt, Gesundung war's, daß sie in der Verstörung ihres Geistes aufbäumte gegen ihn! Hätte ihm nicht die Kalb geholfen! Die Kalb? Die Kalb! Sie kamen alle, wenn das Unglück rief, zur Einkehr. War sie weggegangen? Sie saß wohl bei der Line?

Die Stein trat heran; Schiller sprang auf; sie brachte Eis. Hastig half er. Erbarmungslos klebte das stumpfe Haar auf Lottes armem Kopf, der starr und kalt, wie ohne Leben, lag. Mitleidig strich die Stein der Freundin Züge. Sie trug ja solchen Dank im Herzen, seit Schiller sie mit ihrem Goethe neu verband! War das nicht schön und groß gewesen, als er dem Goethe ihre Hand dar=

bot: „Sie ist so gut zu uns, daß Sie sie wieder kennen müssen!“ Mit Rührung sah sie das trotzig-kühne, zur letzten Feinheit zugeschliffne Antlitz Schillers, das sich zur Kranken beugte. Die Stein fragte: „Was ist?“

„Mir war, als rührte sie die Lippen.“

„Sie erschrickt höchstens“, sagte die Stein und zog ihn zur Seite, „wenn sie Sie sieht! Ich werd' mich an Ihrer Statt daher setzen; gehn Sie lieber ins Dunkle!“ Schiller gehorchte; er sah die entsetzliche Szene wieder vor sich: Lotte, bei fieberstarren Augen, flüsterte: „Tut die Gemordeten auf die Bühne“ Die arme Hand lud zum Sitzen ein: „Herrn Schiller sprechen? Keine Zeit, keine Zeit? Sind Sie ein Theaterstück?“ Ihre hüpfenden Hände fanden seinen Rock, sie zog ihn näher und flüsterte: „Er hat kein Herz.“ Schrillschreiig floh sie zur Wand, Schaum vor dem Munde. Haßgeduckt, im Winkel, von Polstern beschützt, stierte sie zu ihm. Zu ihm haßgeduckt! Dann schlug sie um sich. Die stille, schwache Frau; er hielt sie grad noch nieder; mit den Zähnen zog er den Glockenstrang! Sie kämpfte keuchend wider seine Nähe. Verlangte er so viel, war er so roh, daß man ihn hassen mußte? Verlangte er denn weniger von sich? Das ganze Leben stahl er ihr! Das ganze kurze Leben!

Er war schon halb, dreiviertel war er

hier entleibt, sie aber? Sie sah das Schöne nicht wie er, sie konnt' es ja nicht seh'n! Sie gab bei jedem Kind ihr Leben in das Spiel! Sie ging im Staub, damit er fliegen konnte! Sie hielt ihm jede Kleinlichkeit vom Leib, dabei zerbrach sie sich, damit er Ruhe hätte, damit er Muße fand, sie zu erdrosseln. Er weigerte ihr Menschentum. Das war vermessne Schurkerei! Sie war das Opfer! Er, er konnte anders nicht, sie aber konnte anders; sie wollte bloß nicht anders können, seinetwegen! Wie schlecht war er! Ein jedes Glied an ihm schrie auf vor Schmerz. Verachtung wuchs in ihm und Ekel wider sich. Er dachte immer nur an sich, war egoistisch, roh und hart! War ihm das Dasein schwer, ihr war es schwerer! Durch ihn! Er war am Körper krank, zerbrochen und geknickt. Sie war noch jung und gab sich ihm zuliebe in den Kerker. O Gott, wie klar das war! Wie einfach! Sie war so selbstlos treu, wie nichts hiernieden! Und er? Als Dank: er, der er einst die Welt umarmen wollte, er trat das Treueste zu Boden. Gelähmt saß er, ergebenheitsgebrochen, im Tiefsten sehnsuchtsvoll, daß er noch einmal in die Lage käme, die Pflichten dieses Daseins ihr zu tun . .

„Bleiben Sie, bleiben Sie," flüsterte Goethe, den in die Höhe Fahrenden niederhaltend, frischeumhaucht von der Nachtluft, die er im Reitmantel mit sich brachte. Prüfend sah er,

Schillers Hand teilnehmend in seiner pressend, zu Lottes Bett, reglos stand die Stein.

„D a s mach' ich aus meinen liebsten Menschen!" stammelte Schiller, „sehen Sie!"

Beschwichtigend stieg Goethes Hand zu Schillers Schulter. „Nur so entsteht," sprach Goethe ergriffen, „das Große, das Erfreuende für viele andre. Wir müssen leiden! Schwächlich und fehlerhaft ist des Menschen dunkles Handeln; jedoch: der Dämon ist auch gut und hilfreich; sie w i r d genesen." Goethes Blicke durchsahen die Welt. Er drehte, die Hand beruhigend auf Schillers Haupt, den Kopf; die Kalb stand in der Tür. Ihre kranken Augen zwinkerten im schmerzenden Kerzenlicht. Sie dachte, zum erstenmal, seit langem wieder heiß mitfühlend, ihres einstigen Mannes, der, schuldenumhegt, als Verschwender ihres Besitzes, nach vergeblichem Weltdurchrasen, im einsamen Wirtshaus, selbstmörderisch zur Pistole griff. „Wir haben alle unrecht recht; es muß alles sein, wie es wird! Ich komme wieder," sprach Goethe, er lächelte, ernst und mild, allen Mut zu, „der Dämon ist gut und klug." Er reichte ihnen die Hand und ging.

Leichter atmete die Kranke gegen die Mitternacht; wie keimende Röte behauchte sich ihre Wange. Neuer Glaube und Sicherheit drangen in Schiller. Stark, jauchzend, wie er sie nimmer

kannte, seither, seit er ein kleines Kind, das noch nicht dachte, das seinem Gott noch glaubte, in Inbrunst, war! Er hob den Kopf, ihm war, als rauschten Fittiche um ihn: er hoffte wieder, daß d o c h ein Gott ihn lenkte, den Goethe „Dämon“ hieß! Der Himmelsdrang, der ewig in ihm, wie in jedem ruhte, der garantierte höhere Bestimmung. „Ach Gott!“ Hölderlin sah er von sich stürzen, furienumkrallt, gestreckt die Arme, wie Schlangen flatterten seine Haare. „Hoffen! Ich will, ich m u ß hoffen dürfen!“ hatte der Jüngling geschrien, dem er, der er nun selber Glauben suchte, den Glauben zerschlug. Die Beine knickten, das Herz schlug dröhnend: der zweite Mensch, den er auf dem Gewissen trug, hieß Hölderlin! Und die Kalb? . .

Zitternd saß Schiller im Dunkel. Ängstlich fingerten die Gedanken nach einem Freispruch herum. „Nichts existiert außer uns!“ so hatte er zu Hölderlin gesagt, „das Weltall scheint nur dem geheimnisvoll, der 's sich so schafft.“ Er s a h den Mond, die Sonne und das ewige Blühen, Reifen, Sterben und Neu-Blühen! Er sah das stete Rätsel in sich, wie um sich, und riß dem überzarten Jüngling doch die Seele aus dem Leib? War er verrückt? Er hatte so, nicht anders, handeln m ü s s e n ! Dreifach galt das Verbrechen, weil Hölderlin ihm glaubte! Der Geist starb mit dem Körper?

Sah er denn nicht, daß ihm der Geist ins Riesenhafte wuchs im Werk, je mehr sein Körper lahmte? Daß Lottes Geist verwirrt war, weil der Körper niederbrach? Wirr blickte er um sich: Das sprach ja für ihn! Für ihn? Das entschuldigte! Ja: Wie er früher war, jetzt sprach es gegen ihn! Und dennoch doch: die im Kampf geschüttelte Faust bettelte aufwärts. Es gab ein Etwas, es war da! Ein Etwas, das jeden Menschen führte, das ihn versicherte vor ihm und andern, vor seinem tollen Wollen, das stets errettete, das war! Das sagen durfte stets: ich bin! Der Irrweg löste sich:

Zu Stuttgart damals, als er floh, da half ihm Streicher und dann: Wolzogens Mutter! Ja, es gab etwas! Im rechten Augenblicke kam die Nachricht, als er schon auf der Brücke überm Maine stand, bereit, durch einen Sturz ins Wasser, schnell zu sterben! Und dann, ja, ja, es gab doch etwas! Als Dalberg wieder nach ihm griff zur rechten Zeit! Das Glück, daß Körners halfen! Zufall war das? Zufall? Daß plötzlich Fremde aus der fremden Welt, die er noch nie gesehen und gesprochen, freudig halfen? Zufall? Das Wunder damals, und dann, ja dann? Es gab etwas! Den Tod?! Den guten, lieben Tod, der ihn bedrohte. Der ihn so gütig klug gerade dann besuchte, als er am selbstgebauten Abgrund seines Überwollens stand, der immer half und warnend

läuterte, wenn sein Erlebniswissen wieder 'mal zu Ende war? Wie jetzt, wie jetzt schon wieder! Der ließ ihn nie im Stich! Ja, ja, der Dämon war's, der Dämon, der war gut! Die Dänen-Freunde! Hah? Das Geldgeschenk aus weiter Welt, wieder von Fremden!? Die ihn von neuem retteten! Dies alles Zufall? Das war nicht Fügung? Soviel Zufall? Schiller lächelte: „Begründung" forderten die Menschen oft von seinem Werk! „Psychologie!" Ein Wort! „Begründung?" Noch ein Wort! Wenn dieses Weltall rätselhaft und logisch streng in seiner Hilfe war, da wollten diese Menschen die Begründung aller Dinge von ihm hören? Begründung? Es hatte alles Gründe, was geschah. Gewiß! Doch Gründe, die der Mensch nicht fassen könnte, meist! Das war 's! Es war ja alles logisch, was geschah, und es geschah auch alles, was man und was man nicht ersinnen konnte, noch mehr!

Der Mensch fand alles, was er finden wollte! Wie er die Hoffnung jetzt! Wie er die Hoffnung jetzt! Der Himmel tat es nicht und nicht die Hölle! Beide! Der Mensch trug beide stets mit sich. Auch die Verneinung Gottes wuchs zum „ja". Das Ich des Menschen war ein Stücklein Welt. Wie groß war diese Welt, wie groß das Rätsel, wenn schon ein Stücklein für den Menschen, der Welten Höchstes, nicht ergründbar war!

Schiller erhob die Hände: Das Rätsel half, der Dämon rettete! Ihn rettete die Lotte jetzt! Er sah sein armes Weib: von neuem stach der Zweifel: Er hatte doch, in Stuttgart damals, in Mannheim auch, sein Werk getan gehabt, das warb ihm Freunde, die so plötzlich halfen! Wo war das Wunder? Er war sein Gott, er selbst! Es gab nichts außer ihm! Recht war das, was er Hölderlin gesagt! Ihn traf die Schuld dann nicht, wenn diese Wahrheit dieser andre nicht ertrug! Wenn's den in Irrsinn jagte? Es gab kein Jenseits, keine Erdentwicklung aufwärts, nur ihn, nur ihn: den Menschen! Er schüttelte den Kopf und sprach zur Kalb, die neben ihm, mit ihm, in den Gedanken wühlte, als hätte er die ganze Zeit mit ihr beraten:

„Wenn ich das Himmelreich schon in mir trage, dann brauche ich kein andres mehr. Auf jeden Fall: Der Mensch trägt mehr in sich, als alle ahnen, die ihn bloß Menschen nennen! Der Mensch kann glücklich sein, in der Gewißheit, daß er im Ganzen kreist. Verfällt die Welt, verfällt auch er. Ich wollte nicht allein im Weltall runden. Verfällt es nicht, so lebt er ewig neu.“ Sie reichten sich die Hände. Vereint, in höchster Art, so sahen sie zur Kranken. „Und wenn ich damals alle zwang, durchs Werk,“ sprach Schiller, vorwärtsbringend, „was ist ein Kunstwerk? Rätsel, Wun-

der! Kein Mensch kann es in Worte fassen, die es umklammerten und in sich schlössen; es ist uns rätselhaft, ein Gruß von jenseits aller Schulweisheit der Erdenhirne. Wenn ich durch dieses Kunstwerk mich errettete, auch jetzt, im negativen Sinn, indem ich, durch das Kunstwerk Lotte niederhetzend, zu mir fand, so half das Werk der Kunst, nicht ich, Charlotte! Das Rätsel half mir, durch mich selbst. Bleib du bei ihr," sprach er sich schnell erhebend, „ich will die Kinder sehn. Nicht wahr," sprach er zu Stein, „sobald sich Lolo regt, ruft mich?" Sie nickten.

„Karoline," sprach er im Nebenzimmer, „ich weiß jetzt, daß die Lolo mir gesundet, es ist nicht anders möglich. Zeig mir die Kinder!" Sie trat zur Seite: Da sah er sie im Fieber liegen. Zum ersten Mal, seit langem wieder, sah er die Kinder, frei, mit Vateraugen!

„Sind sie nicht lieb?" sprach Line, „sieh Ernstis Lippen mummeln; es geht ihm besser!" Er sah die schlanken Glieder, die edlen Formen jeder Jugendzeit, als wär's zum erstenmal. „Line," sprach er entzückt, „wie er im Schlaf sich regt, ist das nicht schön? Ach Line," er preßte sie an sich, um jetzt ein Menschenherz an seiner Brust zu spüren. „Ist diese Welt nicht schön, die Welt, so wie sie ist?"

„Die Kinder sind dir ähnlich."

„Sie sollen Menschen werden," sprach er, „bewußte, frohe Menschen, das ist das, was die Welt von uns verlangt! Spät, zur rechten Zeit noch, hab' ich es erkannt: wir leben, um zu leben! Line," er reckte sich, „sobald die Lolo wieder kräftig ist, will ich mit ihr auf Reisen. Die Welt besehen und genießen, so lang's noch geht! Ich will die Menschen nicht mehr fliehen, wissen will ich, was sie treiben. Sie sehen, Glück und Not, und nie mehr fragen: warum? Ich will versuchen, nochmals sie zu lieben. Ich kann nicht einsam sein, nicht einmal sterben kann ich in der Einsamkeit!" Die Kalb sah durch die Tür, glückselig weinend, winkend: „Sie ist wach!" Schiller stürzte vor seiner Liebsten Bett. Sie lispelte:

„Verzeih." Er schloß den Mund von ihr, mit Sühnegier, mit Küssen.

„Nie mehr, nie mehr vergeß ich deiner. Was ich errang, errang ich nur mit dir!" Ihr baumelte der Kopf.

„Mir ist's so schrecklich," hauchte sie, „daß ich dich störte." Hilflos sah ihn ihr Blick. „Ich weiß nicht, wie es kam." Die Frauen gingen; die Zweie waren allein. „Ich bin zu klein für dich!"

„Ich will mich nimmer überheben," sprach er, „zum letzten Male warf mich warnend der Schutzdamm dieser Ewigkeit zurück; ich irrte bloß im Arbeitswuste ab; ich wollt' zuviel! Ich schuftete,

um meine Pflicht zu tun für diese Erde, und wollte Himmlisches! Ich war zu selbstisch im Genuß der Kunst! Lolo," er sah sie liebreich an, „aus dieser Kleinheit wuchs manch Hohes, auch dein Leid!" Sie dachten Kopf an Kopf und Wang' an Wange „Lolo," sprach er, „wir sind zwei Narren. Es geht uns gar nicht schlecht, wir haben uns, die Kinder, unser Haus, Berühmtheit . . ." Sie sah ihn lange an, schon wieder zweifelnd. „Nein, nein, mein Lieb," sprach er, „ich spotte nicht; ich will mich jetzt der Kleinigkeiten freuen, wir haben andres nicht hiernieden. Die Welt kennt meinen Namen, in allen Sprachen klingt er; ich will dein Freund sein und der Kinder Vater." Sie lächelte und sank, mit Lächeln, in den Genesungsschlaf.

Frau von Lengefeld fand freudig, daß Schillers „Überspanntheit" zu Ende war, Goethe fand, daß inneres Sehnen schwerster Art, das auf Erfüllung nicht mehr hoffte, die kranken Lungen rasch zerwarf.

* *

Zu Leipzig!

Die Pauken und Trompeten verstummten, mit denen das übervolle Theater Friedrich Schiller begrüßt hatte. Noch schwollen Hochrufe. Alle standen und gestikulierten zu Körners Loge, in deren

Hintergrund, bleich und benommen, der Dichter saß. Die Pause war am Ende, der Vorhang stieg neuerlich auf.

„Schiller," beteuerte Körner, „sie haben dich erkannt ohne mich! Ich bin unschuldig! Von mir hat niemand gewußt, daß du da bist!"

„Meinst du," sprach Mina Körner, „Schillers Gegenwart ließe sich überhaupt noch verheimlichen?" Ergriffen schwiegen Lotte Schiller und Dora Stock. Die frühgealterte Tante drehte Körners Sohn Schiller zu; die Hand auf des Knaben Schulter sagte sie:

„Nimm ihn zum Vorbild!" Trotzig stand der Knabenmund.

„Hört doch, hört," sprach Mina Körner andächtig; sie schob einen Sessel und flüsterte Schiller zu: „Willst du dich nicht nach vorne setzen?" Er schüttelte den Kopf und schloß die Augen, Gottfried Körner faltete wohlig die Hände über dem Bauch, der „Tell" ging weiter.

Reglos saß Schiller. Stumpf und dumpf, fremd und verloren. Die vielen Menschen, in der Schwüle des Sonntags, quälten und dennoch: es zog ihn hin zu ihnen: Sie jubelten ihm zu, ihm und dem Werk! Zum erstenmal sah er, d a ß er und w i e er wirkte! Zu Weimar, wo er jeden kannte, da war's ihm selbstverständlich bloß erschienen, das war s e i n Kreis. Hier aber waren's

fremde Menschen! Wohl wußte er, daß jedes seiner Stücke Beifall fand, er hatte es aus Briefen und aus Zeitungen gelesen; jedoch hier sah er's, fühlte er's! Er hörte von der Bühne Worte, Lärmen, Stampfen, Sätze, ihm so wohlbekannt, so weit, so losgetrennt von ihm und dennoch eigen. Trompeten klangen, Pauken, von neuem schwoll des Publikums Geschrei zu ihm empor. Er hob sich fragend, scheu, fast ängstlich. Noch einmal sprach es von der Bühne, vor atembarem und erhobnem Haus:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht . . .“ Jubelnd, drohend, frohlockend schrieen drunten die Seelen auf. Neue Hochs lärmten und Musik. Mit einem Schlage Stille:

„Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben . . .“ „Das Schwert, das Schwert!“ Schrill schrie die Knabenstimme neben Schiller, ekstatisch streckte Körners Sohn die Arme ins brausende, tobende Meer der fieberhaft erregten Menschenmenge ringsum. Gottfried Körner riß den Fanatischen zurück — dessen Lehrer saßen im Theater! — und murrte:

„Benimm dich!“ Die Mutter weinte angstvoll, weil sie die Zukunft ahnte. „Siehst du die Stimmung?“ fragte Körner traurig Schiller, „es gibt Krieg!“ Heiße Röte stieg in Schillers Kopf:

Sie gaben allem Deutung! Er hatte bloß gedichtet, nicht gezankt! Was waren Politik und Tagesstreit für ihn gewesen? Sie nahmen alles niedrig! Was kümmerten ihn die Franzosen, die großen Händel dieser Welt? Er gab bloß sich. In tausend andren Formen. Sie mißverstanden ihn, beleidigten sein Werk! Und doch: die Welt gab Neues, immer noch was Neues her für ihn. Sie hatten recht, von ihrem Standpunkt aus! Es paßte alles, was er schuf, auch in ihr Denken! Er fühlte es und sah's. War er prophetisch? Beglückung floß durch ihn. Es hatte alles Sinn für heute auch, was er geschaffen hatte! Noch mehr, als er vermeinte! Für alle! Für ihn, drum wählte er's zur irdischen Betäubung, für die Historie, der er es entnahm, für jetzt, für diese Menschen auch! Stets ging die Menge recht, wenn sie sich irrte! Er zog den Knaben Körners näher und sah zu Lotte: „So müssen auch die unsern werden!" Sie nickte ernst, als schwor sie. „Begeisterung allein", sprach Schiller, „trägt diese Menschheit hoch. Das Licht leuchtet verschieden durch die Finsternis; glücklich belohnt ist jeder, der's zu entzünden vermag!" Er schloß die Augen, den Kopf von Körners Sohn an seiner Brust . .

Wieder hallten die Stimmen der Bühne für Schiller. Wieder riß ein Beifallssturm durch das Theater; das war kein Spielen mehr, das war

Gelöbnis und ein Racheschrei. Ein Drohen aller, wider ihres Fürsten Bund, der ihre Väter, Brüder, Männer, Freunde, zu Knechten Fremder zwang! Körners Hand zeigte hinab, sie bettelte auf Schillers Schulter:

„Du mußt dir das anschaun," schluchzte Körner, „wie sie dich ehren!"

Schiller trat vor. Sie standen im Parterre, in allen Logen, rechts und links, hoch droben auf der Galerie, sie hoben ihre Hände. Zähneknirschend, der Disziplin gehorchend, verließ das Militär mit schwerem Herzen das Theater. Die Seelen blieben. Das Buch vom „Tell" war käuflich, noch ging Tyrannenmacht so weit noch nicht, daß sie das Buch verbot! Und wenn: Mund sprach's zu Mund. Zum dritten Male sprach der Rösselmann, ergriffen stockend:

„. . . Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr. Wir wollen frei sein, wie die Väter waren . . ." Das Beifallklatschen wilder Hände drang, neu tobend, dazwischen. „. . . Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben." Schiller saß, vom Wunder überrieselt, starr: Das sprach der Schweizer, der um Freiheit rang! Und er! Und sie, sie alle! A l l e ! Die Freiheit suchten a l l e ! Erst gestern traf die Nachricht ein, daß neuerlich die Schweiz zertrümmert war, daß sie von neuem um die Freiheit stritt.

So flocht sich alles durcheinander fest; der Zar gemordet, wie sein Geßler war! „Oh Gott:"

Was er für sich, für die Vergangenheit getan, tat er für seine Zeit! Sie war so mächtig, daß sie niemand zurück und niemand vorwärts leben konnte. Und wenn das, was er sich zum Troste schrieb, den andern wertvoll war, den andern allen, aller Erdnationen, sie jubelten dem „Tell" nicht nur in Deutschland zu, so war das der Beweis, daß die Nationen einig werden konnten, daß sie's schon waren in dem Geistesreich, ohne dies Glück der Harmonie zu ahnen! Die Kunst besaß nicht Zweck, doch die Mission war, alles Trennende zu einen! Drum trug er Gottes Hauch in sich! Die Masse war, in kleiner Enge, oft zum Ekeln und fühlte dennoch schön, erhaben, groß und rein. Er trug nun wieder aller Puls in sich, wie einst, in wüster Jugendzeit! Die Freiheit schrie noch immer durch die Welt, mit gleicher Kraft! Von ihnen hin zu ihm, von ihm zu ihnen! Zuruf, Trompetenlärm . .

„Ich bitt euch," flüsterte Schiller, sich scheu erhebend, „wir wollen schnell und unbemerkt jetzt gehen, eh' noch das Publikum zu den Garderoben drängt." Körner nickte. Sie nahmen schnell und geräuschlos die Hüte. Leise, ganz leise öffnete Körner die Tür — zu beiden Seiten, an die kalten, gelben Mauern gepreßt, stand Mensch an Mensch

gestapelt. Männer, Frauen, Kinder, Mädchen, Burschen und Greise, arm und reich, hoch und niedrig. Gebeugte Häupter empfingen Schiller, ehrfürchtig, schweigend. Die Augen schimmerten feucht, verehrend. Erst widerstrebend, dann hoch-aufgerichtet, schritt Schiller zur Stiege. Die Wände, die die Stiege grenzten, zu beiden Seiten, waren schwarze Menschenmauern. Er drückte Hände, schüttelte Fäuste und nickte allen zu. Abbittend war sein Blick und dankbar. Stolz! In der Krümmung der schmalen Stiege trat eine Frau an ihn heran, eine verhärmte Frau; sie hielt ein Kind auf dem Arm. Er stutzte:

„Einst hieß ich Margarethe Schwan," sprach leise die Frau; die Tränen rannen durchs verblühte Antlitz. „Das ist mein Kind." Liebevoll strich Schiller die blonden Härchen; er küßte das runde Stirnchen des Kindes und drückte die bebende Hand der ehemaligen Liebe.

„Es ist doch schön," sprach er mit tiefer Freude, „daß wir uns nochmals trafen." Sie nickte gerührt, neue, ungeduldige Hände streckten sich ihm zu; die schwüle Nachtluft drang herein:

Der ganze, weite Platz vor dem Theater war eine Menschenmasse, aus der die Fackeln grüßten und tausend, tausend Stimmen riefen: „Hoch Friedrich Schiller!" Studentenschläger klirrten. „Die Hüte runter!" Entblößten Hauptes standen sie vor

ihrem Geistesfürsten. Jubelnd umbrauste ihn der liebende Dank innerster, dankbarer Anhänglichkeit. Schiller ragte, in seiner müden Schlankheit, zart und doch gebietend, verwundert und entzückt, auf freiem Plätzchen, das ihm die Achtung sparte, hoch über ihnen. Der Blick der tiefen Augen flog zum Himmel:

Er war der Menschheit Führer! Stern stand an Stern, auch über dieser Stadt, hell, weiß und freundlich funkelnd. Die Treuen, die er kannte, die Seinen, hielten, eng gedrängt, sich hinter ihm: Des Glückes voll, daß er das noch erlebte, für soviel Harm! Er nahm sich Lottes Hand:

„Körner!" Er streckte seine Rechte dem treuen Freunde zu; nun sah auch Körner nimmer, daß Schiller sterbensmatt. „Wir sind doch Brüder!" Barhaupt und totenstill, wie bei der Wandlung vorm Altar, so stand die Menge.

* *

„Ich beuge mein Haupt und meine Kniee, mein Herz und mein Geist huldigen Ihnen," sprach Iffland, der königliche Schauspieldirektor zu Berlin. So tief war die Verbeugung vor Schiller, daß die Ordensauszeichnungen auf Ifflands Brust aneinanderklirrten. „Wir sind ausverkauft! Der H o f kommt!" Er flüsterte, die Logenwand meidend. „Ich habe die ‚Jungfrau

von Orleans' ausgesucht, weil das Stück eine französische Historie ist! Man muß jetzt jeden Affront gegen die Franzosen vermeiden; es sind französische Offiziers im Theater!" Seine Stimme wurde noch leiser: „Man sagt: es wird mobilisiert!" Er machte geheimnisvoll entsetzte Augen. „Schwere Zeiten, Herr Hofrat, für die Kunst; es kommen noch schwerere! Das mit der Mobilisierung hab ich bloß so gehört!" Er seufzte: „Wie schön war's dagegen zu Mannheim!"

„Es gefällt mir heute besser," sprach Schiller, vergnügt zu Lotte hinübersehend, „jedenfalls will ich mich jetzt freuen, endlich Ihren berühmten Krönungszug auf der Bühne zu sehen. Ich höre, daß die Vorstellung der ‚Jungfrau' hier vortrefflich sei." Iffland lächelte devot:

„Es ist die höchste Auszeichnung meines Lebens," sprach er, „daß ich das, was ich für die deutsche Kunst tun durfte, dadurch zu krönen vermochte, daß ich Ihrer Muse hier im Norden Freunde erzog." Er dienerte. „Herr Hofrat, Frau Hofrat, gestatten Sie mir, daß ich mich zurückziehe, ich muß zu den Maschinen. Nach der Vorstellung haben wir — nicht wahr? — meine Frau und ich, die ehrende Auszeichnung, das Ehepaar von Schiller bei uns zum Souper zu sehen?"

„Wir kommen. Nur muß ich bitten, bald

ins Hotel aufbrechen zu dürfen, weil ich morgen zu einem Bankett von Offizieren geladen bin." Schiller lächelte. „Mein Korpus gibt sich ohnehin gnädiger als ich dachte; ich möchte ihn nicht gern verstimmen." Raunen hob sich im Theater, Lärm, alles erhob sich:

„Der König!" sagte Iffland blitzschnell und verschwand, hastig die weißen Handschuhe auf den Händen glättend. Lächelnd sprach Schiller zu Lotte: „Es kommt doch jeder im Leben auf seinen Platz, so heftig er auch anderswohin strebte! Lolo, sieh dir die Königin an, Fichte hat recht: sie ist durch Gram gealtert." Verehrungswert hob sich die Fürstinnengestalt vom Dunkel der Loge ab, in dem des Königs große Figur verborgen blieb. Noch immer hing der Vorhang starr.

Lautloses Schweigen lag über den reichen Toiletten und goldbestickten Uniformen, die das Theater füllten. Nordische Kühle wehte aus dem prunkvollen Bild; lauernde Kraft, die düster und entschlossen die Bahn ersehnt, darauf sie sich zermalmend weist. Hart und laut wurde an Schillers Loge gepocht. „Ja," sprach er, sich erhebend; in der Logentür stand ein Offizier mit überlegenem Weltmannsantlitz; er verbeugte sich:

„Major von Gneisenau! Ihre Majestäten haben den Wunsch, Herrn Hofrat von Schiller

zu empfangen." Er gab die Tür frei; seine Stimme ward herzlich: „Ich bitte, als dankbarer Verehrer, Ihnen ebenfalls die Hand drücken zu dürfen. Noch vor den Majestäten!" Er komplimentierte die Lotte und empfing, tief gebeugt, Schillers Händedruck. Sie traten in den Logengang:

Ernste Gesichter wandten sich dem magern, hochgewachsenen Herrn zu, der vornehm und ungezwungen, das faltige Haupt gesenkt, an des königlichen Adjutanten Rechten schritt. Die ernsten Gesichter neigten sich, wortlos und streng, rückhältig. Schöne Frauen lächelten bang.

„Ihre Majestäten sind sorgenvoll," sprach Gneisenau, „sie erkennen die Not des Landes!" Ein Lakai öffnete die Tür der Hofloge. Schiller trat ein und neigte das Haupt.

„Seien Sie uns aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele willkommen," sprach die Königin; sie reichte dem Poeten warm die Hand, „niemals vergaß ich die Stunde, da Sie in Darmstadt den ‚Don Carlos' vorlasen; ich war damals ein kleines Mädel, dessen Sie sich wohl schwerlich erinnern?"

„Doch, Majestät!"

Luise wandte sich zum König, der, menschenscheu und unsicher, im einfachen Uniformrock an der Logenwand stand. „Nicht wahr, ich habe oft davon er-

zählt?“ Friedrich Wilhelm nickte; sein verschlossenes Gesicht zuckte; er bohrte den suchenden Leidensblick der Unentschlossenheit, der schweren Verantwortung, in Schillers ruhiges Antlitz. Er griff mit Langsamkeit nach Schillers Hand und drückte sie heftig. „Lieber Friedrich von Schiller,“ sprach Luise, ihr voller Mund zeigte eine harte Falte, „Sie müssen uns, samt Ihrer Frau, die Sie uns dann herüberbringen werden, in Sanssouci besuchen.“ Fragend, ermunternd, sah sie zu ihrem Gatten; dessen herbgeschlossener Mund bewegte sich:

„Ich bitte drum! Manches für Ihren Herrn Herzog möchte ich Ihnen sagen,“ sprach er gedämpft, das starre Theater musternd, „manches, das sich mündlich und zeugenlos am besten übermittelt.“

„Karl August wird doch jetzt, als dein General, bald hier sein? Gottlob, dieser Friede geht zu Ende!“ Ein abwehrender Zug trat in des Königs Gesicht:

„Ich habe die Absicht,“ sprach er ernst, „dem Volke so lang als irgend möglich den Frieden zu erhalten.“

„Es geht aber nicht länger,“ sprach Luise leidenschaftlich, „will Preußen nicht Napoleons Soldknecht sein!“ Friedrich Wilhelm sagte:

„Sie müssen entschuldigen, daß sich die Politik in die Kunst drängt. Wir haben die letzten Jahre durch viel mitgemacht!“

„Schiller versteht uns,“ sprach Luise, „er fühlt wie wir.“

„Die Kunst hat stets die Menschlichkeit zum Anfang,“ sprach Schiller, „deren höchster Gipfel sie ist! Des Vaterlandes Leid ist mein Leid: irdische Unvollkommenheit!“ Mit nassen Augen nickte Luise, sie bot ihm warm die Hand:

„Erscheinungen wie Sie trösten! Auf Wiedersehen!“ Sie tat einen Blick zum Vorhang. „Wir wollen das Publikum nicht länger warten lassen; wer weiß, wie lang wir noch Theater spielen!“ Ihr Lächeln glättete die Furchen des beleidigten Stolzes in ihrem leidenschaftlichen Antlitz. „Wir sehen uns nochmals.“

„Die Mordtat am Prinzen von Enghien,“ sprach Gneisenau im Logengang, „zeigt uns deutlich, daß wir von Napoleon nurmehr Brutalität zu erwarten haben.“ Er verabschiedete sich. „Wir werden uns wehren!“

„Sie sprechen alle zu mir,“ sagte Schiller verwundert zur Lotte, „als wär' ich ein Mann der Politik oder des Krieges.“ Sie lächelte ihn an.

„Du bist beides!“ Der Vorhang ging auf; Sie spielten pompös, vor kühlem Hause, die „Jungfrau von Orleans“. Warum schrieb ein

deutscher Dichter ein Drama, das Frankreichs Volk verherrlichte?

Schiller hielt im Dunkel den Arm um Lotte geschlungen. Glücklich und dankbar schmiegte sie sich an ihn. „Auch der Prinz heut' vormittag", flüsterte sie, „hat so gesprochen. Alles ist hier so stumm und so gedrückt; jetzt versteh ich erst, was Humboldt schrieb."

„Vielleicht, Lotte, war es doch gut und nötig, daß ich so närrisch Werk auf Werk schuf; sie brauchen, scheint es, Mut aus Dichtermund." Schiller atmete befreit. „Ich tat das Meine!" Sie saßen stumm, die Hände ineinander.

Schiller gedachte der hundert Briefe im Hotel von heute früh; nicht einmal l e s e n konnte er sie, geschweige: beantworten! Das Werk schuf und erhielt den Zusammenhang mit der Menschheit, die weit und zersplittert lebte, die das Menschenherz regierte und engte. Liebkosend und froh resigniert fing Schiller das Ohrläppchen seiner neuerblühten Frau. Mochte er ihr viel geraubt haben, er gab und ließ ihr viel! „Lolo," scherzte er in ihre lieben Augen, „denk nicht zuviel; das ist ungesund; du hast mirs verboten!" Sie lächelte treu und küßte dankbar seine Hand. Der böse Gedanke bohrte in ihr: sein neues Werk zerstörte ihn! Wenn die Zeit seines Scheidens nah war? Er fühlte das verzweiflungsvolle Zucken ihrer Hand und umschloß

sie fester. „Lolo,“ flüsterte er, „ich bin immer bei dir, immer und ewig! Wenn du mal glauben solltest, du seiest allein, lies ein Buch von mir und denk dir mein Bild daneben, dann weißt du, was ich wollte, und“, lächelnd sah er ihr in die verschleierten, bangen Augen „gleich bin ich wieder bei dir! Du findest mich in jeder Menschenbrust. Sag's auch den Kindern; sie sollten mich so sehn!“ Er küßte ihre Stirn.

Scharren und wortlose Unruhe fluteten auf. Alles saß steif, die Köpfe zur Bühne gerichtet. Wie ein Recken und Strecken der Seelen, wie Geklirr verborgener Waffen, noch im trojanischen Pferde der Bürgerlichkeit versteckt, sich rüstend und zum Ausgang schreitend, klang's dem Gefühl: Ein warmes Fluidum stieg von einem zum andern; Einheitlichkeit durchzüngelte das große Haus, das starre, kalte und steife Menschen umfaßte. Eine noch größere Stille sank auf die Stille des Theaters. Die Herzen standen:

„Nichtswürdig ist die Nation,“ klang von der Bühne Schillers Wort, „die nicht ihr alles setzt in ihre Ehre!“ Tonleere, Totenstille! Ein Krach, ein Aufschrei aller, Fußtritte gegen Holz, Schmährufe, von allen Seiten Polizei aus den Verstecken. Schiller erhob sich. Hochaufgerichtet grüßte ihn der Königin Gestalt. Sie sah ihn: schwarz und drohend, mahnend, riesengroß! Ein Herr sprang

in einer Parterreloge auf, er verschwand jäh. Die Polizeisoldaten führten trotzige Männer ab. Das Spiel ging weiter; sie saßen wieder, starr, kalt, steif, es sah sich niemand nach der leeren Loge um.

Lautes, demonstrativ einhelliges Klatschen ging durch die Ränge des Hoftheaters.

Minutenlang!

Leise trat Iffland ein. „Es ist entsetzlich!" sprach er, „Junge Burschen demonstrieren vor der Loge des französischen Gesandten; er ging weg! Das ist ein böser, böser Zwischenfall." Unerschütterlich stand das Publikum, unablässig stieg demonstrativ der Beifall auf. Sie wollten kämpfen! Schillers Logentür ward aufgerissen: ein junger, freiwilliger Jäger trat ein, ohne viel Umstände zu machen, nahm er Schillers Hand. „Wir verstehen Sie!" Glänzenden Auges sah er in Schillers Antlitz und verschwand. „Schrecklich, schrecklich; sahen Sie den?" sprach Iffland, „es gibt Blut und Leichen!"

„Ich lebte nicht umsonst," sprach Schiller, „es suchet ein jeder die Freiheit in seiner Art. Doch: sie suchen sie!"

„Wenn wir die Summe der Ereignisse seit unserer letzten Silvestersitzung ziehen, Freund Schiller," sprach, ernst und weltverborgen, Goethe, „so bleibt ein hartes Plus des Gevatters Tod." Der Eiswind sauste an die Fenster. „Kant, die Mutter der Frau von Stein, Klopstock, Lavater, der Schauspieler Beck, Jung-Hardenberg, der Musiker Zumsteeg und Herder schieden von der Gemeinsamkeit, und mancher Gute, den die Geschichte nicht nennt." Goethes verschleierter Blick fiel von den Steinsammlungskasten, die er traurig fixiert hatte, zum Scheine des krachenden Buchenholzes im geliebten Kachelofen. Er saß bewegt, im langen Hausrock, und hörte die Zeit brausen. „Hölderlin im Wahnsinn, die arme Kalb der Erblindung sicher — man lernt sich bescheiden!" Schillers sinnender Blick vereinte sich mit dem des Freundes am Boden:

„Ein stilles Denken sei Herdern geweiht," sprach Schiller, „er starb den bittern Tod des Künders, den die Zeit überrollt, die er schuf: Die Erde beglücke ihn." Finster und gequält sah ihn Goethe an.

„Bloß Wieland entdeckt noch immer neues Leben," sprach Goethe, grimmig und gequält sinnend, „er hat jetzt grad' wieder einen Shakespeare in einem Freund seines Sohnes entdeckt! Den dritten in diesem Jahr!" Mißlaunig fuhr sich Goethe mit der Hand über die großen, vorwurfsvollen Augen, über die mächtige Stirn. „Wie heißt doch gleich der junge Mann? Er hat, nach einem Gemälde, eine langweilige Komödie von einem zerbrochnen Krug gemacht." Drohend sah er Schiller an; kurz lachte er: „Ich weiß nicht; Wieland ist jedenfalls spaßhaft!"

Schiller lächelte zart und menschenliebend. „Das ist das Schöne an ihm," sprach leise die kranke Brust, „daß er immer hofft und in alles die zerstörte Hoffnung neu gießt; so wird er nie betrogen sein! Wir vergaßen: mir wurde im vergangenen Jahre das vierte Kind geboren."

„Es wird irren und sterben wie wir!"

Schiller sah Goethes kummervoll bitteres Versunkensein; er rührte mitfühlend des Freundes Arm. „Denken Sie dessen," sprach er aufrichtend, „was Sie vorhin lasen! ‚Die alte Erde treibet doch immer Schönes'". Langsam, tiefzerwühlt, sah Goethe auf; er hatte auf dem Schlittenplatz zu viel unheilbringende Raben gesehen!

„Der ‚Faust'?" fragte er wegwerfend und starrte sinnend durchs kleine Fenster, zu den be-

schneiten Ästen seines Gartens, die ihn leise schaukelnd grüßten, „der ist Witz, den ihr alle nicht verdaut!“ Er atmete tief, befreit. „Es ist unsäglich, wie sich die armen Menschen auf der Erde quälen; jedoch: es muß wohl so sein, sonst wär's nicht!“

„Wenn wir auch nicht wissen, warum wir hiernieden sind,“ sprach Schiller, „unser Fühlen vermag die Schönheit allüberall zu finden. Das Fühlen ist der Menschen Seligkeit.“

„Sie sprechen wie diese alt-neumodisch-christlich-religiös-patriotische Kunst, die sich jetzt breitmacht,“ drohte Goethe; die kranke Niere schmerzte doppelt in der Tiefe der einsamen Stunde. „Sie sind in letzter Zeit erschrecklich deutsch.“

„Ich mußte mich schnell entscheiden, sollte dies Leben nicht umsonst gewesen sein. Einmal wird auch der Schwabe klug: Was ich nun weiß ist dieses: der Mensch steht auf der Erde er kann nicht los von ihr und darf nie vermeinen, fliegen zu können, weil er den Himmel sieht. Doch er muß ihn stets s e h e n ! Im ewigen, langsamen Entwicklungsgang der Welten, der ewig ist und uns hiernieden drum nicht mehr bekümmert, als daß er ständig Hoffnung gibt, wird jeder Sprungversuch bestraft; drum müssen wir v e r a n t w o r t u n g s v o l l e Kinder der Zeit sein, das Fühlen der Menge teilen; nur dann vermögen wir zu führen!“

„Für dieses Volk soll ich schaffen? Für Spießbürger und brutale, engherzige Philister plag' ich mich nicht!"

„Sie gebaren uns."

Betroffen sah Goethe den Vergeistigten an; bärbeißig froh lachte er in sich hinein. „Meinen Sie, die Bagage wüßte, daß das ein Verdienst sei?" Wutrot streckte er die starken Fäuste. „Ich kann nur schimpfen über die Masse."

„Es wäre übel, wenn die Masse litte, wie wir! Sie muß schaffen im Tag, wie wir im Geist, das ist die Arbeitsteilung der Ewigkeit." Schiller lächelte. „Nur so kommet allen die Freiheit."

„Wenn der Deutsche Freiheit sagt, meint er seine Freiheit: Er meint das Recht auf Beschränkung."

Schiller lächelte. „Sie sind Deutschlands echtester Sohn!"

„So?! Sehr ehrend!" sprach Goethe kurz und verblüfft; er trank. Nervös zuckte sein Mund. Er sah zum Kasten, in dem seine Schemata lagen, in denen er die Welt, die Welt vereinfachend, zu verstehen suchte: auch dort gab's unversöhnliche Verschiedenheiten, die im Wettbewerb das Ganze höher führten. War das die Aufgabe der Nationen? „Ich goutiere den kurzblickigen Plunder nicht."

„Klar und bewußt halte ich nun zu meinem

Volke," sprach Schiller, „es ist die Familie im großen! Jeder Sprung des Egoismusses nach oben ist, hier wie dort, von Übel. Wir leben hiernieden! Wir kriechen langsam zu Gott! Selbstloses Begreifen aller unter den Nationen und in den Nationen ist daher einstweilen unmöglich von Dauer! Es ist vielleicht durch die höchste sittlich-ernste Erfassung des Daseins, wenn überhaupt, zu erkämpfen, im langsamen Werden durch die Ewigkeit." Schillers verklärtes Antlitz leuchtete. „Das Volk aber ist am reifsten und drum zur Führung in die Ewigkeit . ." Schillers blutleere Wangen röteten sich tief, „am ehesten befähigt, das am meisten litt, das zuletzt an sich denkt, das am schwersten Nation ist, weil es schon die Nation der Menschenliebe in sich fühlt. Unserm Volke ist wie ein Brandmal das Ideal ins Herz gelegt; es wird, es muß drum führen! Ich bedaure, daß mich mein kranker Leib hindert, politisch mitzuhelfen, das Volk zu einen, damit die Menschheit sich dereinst darnach eine." Im letzten klar, sah Schiller ergeben zu Boden. „Und doch, ich freue mich, der Welt des Geistes schon so nahe zu sein", sprach er heiter, „ich streite den Kampf in tausend Hirnen mit."

„Die Kerls werden raufen und vom Höchsten nichts ahnen. Was sie erkämpfen mögen, wird ihre Enge neuerlich vermehren!"

„Das Höchste schrieb ich nicht ihnen zum Beispiel, das Höchste, unser bestes Werk, war unser Zweiklang."

„W a r ? Warum sagen Sie, lieber Freund: w a r ?" Goethes Hand auf der Sessellehne zitterte.

„Weil wir meinen letzten Silvester feiern!" Goethes Haupt sank schmerzlich auf die Brust; Schiller sprach: „Ich sagte: Unser bestes Werk war unser Zweiklang, wenn wir sprachen und — schwiegen, weil die Sprache die Hilfen versagte, wenn unsere Geister, als eins, Sturm liefen. Kein Werk meldet das Höchste, keine Zeile faßt es. Drum ist es nicht Vorbild der Menge! Es ist und vergeht für irdische Augen, wie unser Leben; hiernieden lebt kein Ideal! Doch das Erhabne, das, hier und da, aus uns brach, ist ewig, wie die Sonne, die auf- und untergeht und doch ewig da ist. Wir s t a h l e n uns ja bloß Momente aus dem Drüben!"

„Sie sprechen, wie ich in hellen Stunden," bekannte beruhigt Goethe, „ich bin heute gestimmt, wie Sie es auch oft waren; das gibt mir Mut!" Er seufzte. „Den Egoismus ganz zu meiden, wird mir nie gelingen."

„Oh, warten Sie bloß, teurer Freund, bis Sie zum Sterben kommen!"

Goethe brummte: „Das Leben ist eine Spirale:

auf jeder höhern Stufe finde ich den alten Ekel, so wird's auch mit dem Sterben sein!"

„Unser Vermengen und Vermischen des Geistes, in heiligen Augenblicken, ist das Werk, das bleibt. Das durfte im Augenblicke, da es war, für diese Welt vergehen, weil es ewig ist. Unser Zweiklang ist das Versprechen, daß die Erdenzweiheit im Paradies zu neuer Einheit wird." Die Turmuhr schlug gemessen zwölf durchs Städtchen. Schiller erhob sich; er streckte die abgemagerten Arme Goethe hin: „Leben wir ergeben und entschlossen, ohne unzufriednes Suchen, das hiernieden nie Sicherheiten finden kann, freudig aufwärts sehend, zu Ende," sprach er mutig, kaum hörbar „bewußt als Mensch, der den Himmel verlor, darüber aber die Erde weder vergißt noch verachtet, weil er weiß, unverlierbar ist des Himmels Spiegelbild in ihm." Er lächelte erlöst. „Das Leben hat recht! Glücklich der, der nimmer zu suchen braucht, weil er allüberall vergeblich suchte! Ich bin glücklich!"

Selig sank der Schnee vor dem Fenster; der Wind triumphierte. Goethes Hand lag um Schillers Rechte geschmiedet; seine Augen, Sterne der anderen Welt, brannten im unendlichen Nachthimmel. „Es ist alles eine Wandlung," sprach dumpf der Weltgeist aus ihm, „eine Wandlung zu neuen Wandlungen. Wer ermißt das?"

Schillers kühnes Antlitz lag in den Kissen seines Sterbebettes. Kraftlos ruhten die überschwachen Arme zu beiden Seiten des aufgebrauchten Körpers. Die Augen suchten die andere Welt: sie starrten unabläßig, überirdisch glänzend, einwärts, aufwärts. Gütig senkte er noch einmal den Blick zur Erde zurück, zu den weinenden Schwestern. Die Nase wurde spitz, die Wangen wurden Höhlen, der Unterkiefer sank zum Klaffen. Glücklich lächelten im Versinken die Augen, selig. Von der Straße klang, aus fremdem Munde, im Lenz, Schillers Lied:

„Und se—tzet ihr nicht da—as Leben ein, ni—ie wird euch das Le—ben ge—wo—onn—en sein."

Ende

schlage gebracht. Wir freuen uns, den späteren Sätzen dieser Heldensymphonie bald lauschen zu dürfen.

Heinrich Spiero („Hamburger Fremdenblatt"): Ein einziger Genuß ist dieses Buch, schlackenrein, völlig geschlossen, sicher abgeschliffen vom Scheitel bis zur Sohle, ein Standbild und doch mehr, ein lebendiges Menschenbild, dessen tief vertraute Züge von neuer Jugend belebt scheinen.

Gustav Manz („Tägliche Rundschau"): Dieses Buch, wertvoller als hunderte Alltagsgeschichten begabter „Schriftsteller", muß und wird seinen Weg machen; es muß die Augen der Alten und Reifen aufleuchten lassen und die Herzen der Jungen entzünden.

Ernst Decsey („Merker"): Der mit voller Farbe, ja, mit meisterhaftem Pinsel ausgeführte große Schillerroman wird Molos Namen durch ganz Deutschland tragen.

Albert von Trentini („Zeit"): Hier ist ein Buch, das, aus reinster Seele geschrieben, aus feurigster Glut geboren, einfach, klar und edel an den heiligsten Schlummer in jeder Menschenbrust klopft, und das darum besonders unserer Jugend als würdigster Beispielgeber in die Hand gereicht werden soll.

Hermann Stegemann (Berner „Bund"): In dieser literarischen Erscheinung von ganz besonderem Wert und Charakter schildert Molo mit erstaunlicher Kraft und Echtheit die Jugend Schillers. Wir haben lange nichts gelesen, was so aus unmittelbarer Erfassung einer Zeit und eines genial veranlagten Ausnahmemenschen geflossen wäre, wie diese Darstellung.

Karl Hans Strobl („Bohemia"): Das ist die große und schöne Entwicklungslinie dieses Buches, daß es in kühnem Selbstbewußtsein eine psychologische Ausdeutung unternimmt, die der Forschung niemals gelingen kann.

Hanns Martin Elster („Deutsche Tageszeitung"): Deutsche, jung und alt, lest das Buch! In tiefstem Herzen erschüttert sehen wir durch Molos Können den Aufstieg eines unserer Größten. Wir dürfen uns Glück wünschen zu diesem Werk, an dem fortan kein Deutscher vorübergehen sollte!

Paul Mahn („Velhagen u. Klasings Monatshefte"): Dies Buch ist keine Literaturkritik, sondern die Gestaltung eines mächtigen Ringerschicksals, das zum Lichte flog.

Edwin Rollett (Grazer „Tagespost"): Mit welcher Meisterschaft hat der Dichter seinen Stoff gestaltet! Das außerordentliche Kompositionstalent und die sprachliche Kraft Molos sind aus den früheren Romanen reichlich bekannt, sie machen dieses Buch zu einem künstlerisch hochwertigen Werke, dem wenig dieser Art an die Seite zu stellen ist.

Paul Burg („Berliner Neueste Nachrichten"): Molo ist der flammend schaffende Poet mit der heißen Seele, die Feuer und Lava ausströmt, Feuerwerke gen Himmel stößt. Berufen zum hehren Werke, hat er alle Kraft eingesetzt und in dem Roman einen Schiller gezeichnet, wie er in allen Herzen lebt, so daß man schon diesem ersten Band nachsagen darf: er wird ein rechtes Volksbuch werden. Das treueste und schönste Schillerbuch!

Paul Wilhelm („Wiener Zeitung"): Ein vollgelungenes, reifes Kunstwerk, eine wertvolle Gabe an die Nation!

Walter Peters („Saale-Zeitung"): Diesen Roman wird man lesen, solange man Schillers Werke selbst liest, und das heißt: Solange man die deutsche Sprache spricht.

Franz Deibel („Königsberger Allg. Zeitung"): Molos neue Dichtung ist keine Flucht aus der Gegenwart in die Historie. Vielmehr umgekehrt die Übertragung und Umschöpfung einer historisch gewordenen Gestalt in unmittelbarste Gegenwart. Der Dichter hat die innere Verwandtschaft dieses schillerischen Ringens ums Menschentum, um innere und äußere Freiheit, um Loslösung von verbrauchten, sein Bestes fesselnden Satzungen mit Empfindungen, die in der Gegenwart lebendig sind und keimen, erfühlt und zwar mit der Gewalt eines Erlebnisses. Das gibt seinem Roman die Kraft, die Unmittelbarkeit, das Großzügige.

Rudolf Greinz („Deutscher Literaturspiegel"): Eine solche Gestaltungskraft ergreift und fesselt, sie wird mit der Vollendung des ganzen Werkes dem deutschen Volk ein dauerndes Monument errichten.

Walter von Molo

Im Titanenkampf

Der Zweite Teil des Schiller-Romans

Zehnte Auflage

Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Urteile der Presse:

Ludwig Finkh („Die Propyläen"): Das Buch bedeutet für uns nicht weniger als Schillers Auferstehung. Molo spricht mit Schillers Munde, leidet, tobt, haßt, liebt mit seinem Herzen. So könnte Schiller wirklich im Augenblick gesprochen und gehandelt haben. Wie glücklich erregend: wir erleben Schiller noch einmal!

Rudolf Krauß („Neue Züricher Zeitung"): Um für uns das Bild des Glutmenschen Schiller lebendig zu machen, ist ein aus dem vollen schöpfendes, fortreißendes Dichtertemperament die notwendigste und glücklichste Mitgift. Walter von Molo ist denn auch bis jetzt der einzige, der die titanenhafte Erscheinung Schillers auf dichterischem Wege überzeugend nachzuschaffen vermocht hat.

Albert von Trentini („Die Zeit"): Es kann nimmer lange dauern, bis Molo als eine der prominentesten Künstlererscheinungen anerkannt sein wird. Nie ist Schiller besser verstanden worden als von Molo! Nie hat ihn ein anderer so kongenial, so urverwandt geschildert wie er.

Stefan Zweig („Berliner Tageblatt"): Dieser Roman Molos ist berufen, all die mittelmäßigen Erzeugnisse, die Schillers Leben zur Folie nahmen, dauernd abzulösen, und ich glaube, er ist stark genug, um dem deutschen Volk ein liebenswertes Bild des geliebten Dichters zu bieten. Man wird ihn hier von einem Dichter geschildert finden, der sich ihm selbst durch Feurigkeit verwandt und im Willen zur künstlerischen Selbstzucht verbunden fühlt.

Fritz Droop („Bühne und Welt"): In Walter von Molo ist der Künder erstanden, den das Bewußtsein einer dankerfüllten Nation zu dichterischer Tat emportrug. Ein Flammengeist hat nun den Weg zu Schiller gewiesen und das Urbild des Gefeierten von dem Schutt befreit, den falscher Wahn und niedere Götzendienste in jahrzehntelanger Verkennung drüber häuften. Es gehörte ein Idealist von dem ungestümen Realismus Molos dazu, die einzelnen Phasen eines Schicksals zu gestalten, das vom Anfang bis zum Ende ein Kampf um höchste Menschheitsgüter war.

C. J. Kaempf („Die Post"): Walter von Molos Werk ist ein schlagender Wurf unerhörter Größe.

Adam Müller-Guttenbrunn („Neues Wiener Tagblatt"): Der Reiz des Werkes liegt in der ausgezeichneten Darstellung des genialischen Menschen Schiller. Der Verfasser gehört zu den seltenen Schriftstellern, die Geschichte als ein Erleben vorzutragen wissen. Wir erleben Friedrich Schiller in diesem Roman, er wird uns neu geschenkt, er geht wie ein Mensch von heute durch dieses Buch.

Robert Hohlbaum („Prager Tagblatt"): Wie Molo die Gestalt Schillers gebildet hat, das ist einem waghalsigen Reiterstück vergleichbar. Wie Molo die Stürmerjahre handhabt, das ist ein Beispiel künstlerischen Taktes, wie wir nicht sobald ein zweites finden.

Friedrich Fischl („Leipziger Neueste Nachrichten"): Herrlicher als jede Biographie erfaßt dieser Schiller-Roman das Genie des Dichters.

Hans Ludwig Rosegger („Deutsch-Österreich"): Noch niemals und von niemandem wurde Schillers Gestalt so lebendig und körperlich erfaßt und dargestellt. Molo verfügt über eine staunenswerte Sach- und Milieukenntnis, seine Sprache ist knapp, wuchtig und plastisch, seine Kunst ist neuartig und ganz eigen. Man hat das Gefühl: hier beschäftigt sich aus innerstem Drang ein poetischer Gestalter mit einem Genie, dem er verwandt ist. Molos groß angelegtes Werk wird bald zum eisernen Bestand der deutschen Literatur gehören.

Walter von Molo
Die Freiheit
Der dritte Teil des Schiller-Romans
Zehnte Auflage

Geheftet 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk.

Urteile der Presse:

Albert von Trentini („Die Zeit"): Dieses Buch ist weitaus Molos bedeutendste Schöpfung. Ich kann es nur noch einmal sagen: Dieses Buch ist eine köstliche Frucht vom Baume eines Meisters, und es verdient, nicht nur gelesen, sondern aus tiefstem Herzen geliebt zu werden . . .

Friedrich Epping („Hamburgischer Correspondent"): Über sich hinaus wächst Walter von Molo in diesem dritten Bande seines Schiller-Romanes, der ein Kunstwerk von seltener Größe und Vollendung ist.

Paul Wertheimer („Neue Freie Presse"): In heroischer, an Kleist erinnernder Sprache hat Walter von Molo ein sprödes Stück Literaturgeschichte dichterisch bezwungen. Wir Künstler! . . . Dies ist das stolze und schmerzliche Bekenntnis, das dem Verstehenden aus diesem nur scheinbar objektiven Bekenntnisbuch entgegenklingt.

„Kölnische Zeitung": Wir fühlen uns verpflichtet, Molos Werk als ein hochwillkommenes, überaus wertvolles Ereignis der modernen deutschen Literatur zu bezeichnen . . .

Hanna Gräfin v. Pestalozza („Nord und Süd"): Wir glauben, Walter von Molo hat mit den leuchtenden Vorzügen seiner Dichter-Künstlerschaft eine gewaltige Aufgabe voll gemeistert.

Karl Bienenstein („Neueste Nachrichten", Berlin): Dieser 3. Band reiht sich den beiden vorangehenden als ein Meisterwerk deutscher Dichtung würdig an.

Max Allan („Breslauer Ztg."): Die Romantrilogie hat sich unter den Händen eines, gottlob, großen Dichters zu einer Tetralogie ausgewachsen. Meisterhaft ist der gewaltige Stoff gezwungen!

J. B. Schneider („Die Schönheit"): Ich schätze diesen dritten Teil von allen dreien am höchsten!

Hans Franck („Deutsche Tageszeitung"): Das weitaus stärkste, am tiefsten greifende Erlebnis der Schiller-Bände hat mir „Die Freiheit" gebracht.

H. H. („Fränkischer Kurier"): Fast will mir scheinen, als überträfe dieser Band womöglich noch die früheren Bände an Künstlerschaft.

Robert Hohlbaum („Grazer Tagblatt"): Ich schäme mich nicht, zu sagen, daß mir die Schlußszene zwischen Schiller und Goethe die Tränen in die Augen trieb.

Friedrich Fischl („Leipziger Neueste Nachrichten"): Ein großer Stoff hat einen großen Dichter gefunden, von dem wir alles erwarten dürfen.

Oskar Richardt („Mannheimer Tageblatt"): Molo hat eine Roman-Gattung geschaffen: sein Stil hält die Mitte zwischen Drama und Erzählung. Stümper können nichts Neues schaffen; der wirkliche Dichter geht, ohne nach Originalität zu haschen, eigene Pfade. Molo steht tatsächlich wie ein schroffer, hochragender Fels im Meere der vielfach geistlosen Nur-Unterhaltungsromane. Sein Erfolg hat einer gesunden Anschauung Recht gegeben, die nach mehr verlangt als nach bloßer Zerstreuung.

Rudolf Bernreiter („Pettauer Zeitung"): Die Sprache ist kräftig, deutlich, bilderreich. Nirgends Konvention; Individualität und Originalität ringen erfolgreich mit der terminologischen Übertreibung. Ganz besonders hervorragend ist Molos sprachliche Schöpfer- und Bildnerkraft in der psychologischen Großphase. Der Dichter Molo hat uns mit dem Schillerroman ein Werk gegeben, das, wir können es schon heute sagen, ein ragendes, monumentales Mal bilden wird in der Geschichte der deutschen Literatur.

Walter von Molo

Wir Weibgesellen

Roman — Zweite Auflage

Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

Stefan Zweig („Leipziger Neueste Nachrichten"): Walter von Molos Menschen stürmen, mit ungeheuren Spannungen geladen, gegeneinander los, sie speien sich förmlich ihre Worte ins Gesicht und schwindelig saust die ganze Handlung mit ihnen in den Abgrund der Katastrophen hinunter. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als diesen heißen, ungeduldigen Dichter und unsere deutschen behäbigen Erzählungsschriftsteller, die jedes Detail mit japanischer Sorgfalt auspinseln, die Sätze wie Maschen an einem Netz sorgfältig aneinanderstricken und nur mit Mühe ihre schweren Menschen die Gebirge der Leidenschaft emporkeuchen lassen. Hier stürmt alles vorwärts. Walter von Molo läßt einen nicht inmitten seiner Bücher los, man denkt ebensowenig in ihrer Mitte das Buch wegzulegen, als aus einem fahrenden Expreßzug herauszuspringen: Man muß eben mit. Auf der letzten Seite sieht man mit Staunen, durch wieviel fruchtbares Land man gesaust ist, wieviel Menschen und Städte, wieviel Geschehnisse und Schicksale man unterwegs gesehen hat und freut sich eines Dichters, der mit so viel Leidenschaft zugleich so starkes Gegenwartsgefühl aufbringt. Molos Romane pressen immer durch einige scharf geschaute Figuren so viel des Allgemeinen in den Einzelfall, daß man Perspektiven auf eine Stadt, auf das ganze Land und weit in unsere Zeit bekommt. In der mutigen Art seines Zugreifens an schwerste, seelische Probleme ist etwas, das ihm auch für die äußersten Aufgaben Gelingen verspricht.

Hans Martin Elster („Rheinisch-Westfälische Zeitung"): Worte deuten nicht an, was an seelischem Gut Molo in die Handlung zusammengeballt hat und welche kulturelle Atmosphäre des modernen Industrieaufschwunges und Ideenstreites um das Ganze gelegt ist. Künstlerisch wird volle Einheit in Komposition wie in der Gestaltung erreicht. Das Buch bringt ernste und reife Menschen menschlich und künstlerisch ein Stück weiter.

„Breslauer Morgen-Zeitung": Walter von Molos neuer Roman ist ein wundervolles Buch. Keine Marktarbeit eines Schriftstellers, sondern das aus heißem Ringen geborene Werk eines Dichters. Die Handlung ist knapp, aber wie wird die Geschichte erzählt! In einer Sprache, die ein gewaltiger Rhythmus schwingen macht, der Bilder gelingen, vor deren tiefer Poesie, vor deren stark gefühlter Wucht wir bewundernd erschauern. Wie sind die Menschen gemeißelt! Dieses Buch ist hoher Genuß!

Rudolf Krauß („Liter. Echo"): Molo versteht menschliche Werte zu schaffen, die noch über den ästhetischen stehen.

„Berliner Lokal-Anzeiger": Walter von Molo erweist sich hier von neuem als ein Stilkünstler ersten Ranges. Seine Erzählungsart ist meisterlich . . .

Karl Bienenstein („Wiener Mitteilungen"): Molos Schaffen wird ihn noch zu Höhen führen, welche die kleinen Dichtergeschlechter des Tages, mögen sie auch die Konjunktur noch so gut ausnutzen, nie und nimmer erreichen werden.

„Literarisches Centralblatt": Dieser Roman von denen die am Weibe leiden und deren Schicksal vom Weibe bestimmt wird, wirft einen zu Boden, durch den künstlerischen Ernst und die unerbittliche Klarheit und Schärfe der Gestaltung.

„Innsbrucker Nachrichten": Molo ist durchwegs Eigenbrötler: es läßt sich keiner der schaffenden Dichter mit ihm vergleichen! Es ist nicht nur der Mühe wert, sondern notwendig, ihn kennen zu lernen.

Walter von Molo

Der gezähmte Eros

Roman — Zweite Auflage

Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Urteile der Presse:

Fedor von Zobeltitz („Literar. Echo"): Eine sehr einfache Geschichte, aber bei aller scheinbaren Skizzenhaftigkeit mit prachtvoller Plastik erzählt. Ein Wiener Roman aus kleinen Kreisen, aber ein Stückchen unverfälschten Lebens, mit hellen und klugen Augen gesehen und mit unbarmherziger Wahrheit wiedergegeben: ganz realistisch, doch mit Meisterhand gestaltet.

Man könnte meinen, die Handlung sei dürftig. Aber sie wächst unter der Feder des Autors. Das Alltägliche wird zu einem Spiegel der Zeit, und aus dem kleinen Jammer der Niedergebrochenen stöhnt uraltes Menschenleid. Die Kraft der Lebensgestaltung ist so groß, daß sich hinter der Einfachheit der Vorgänge eine ganze Welt aufzutun scheint: ein mystisches Dunkel, in dem Titanen ringen und aus dem verhaltene Schreie gellen. In der wundervollen Knappheit der Sprache, die neue Bilder gibt, ohne in Gesuchtes zu verfallen, liegt ein eigener Zauber. Zuweilen meint man ein Drama zu lesen: mit den einfachsten Kunstmitteln werden Spannungsreize von verblüffender Wucht erzielt. Und doch keine Groben; die feinen Fäden psychologischer Stickarbeit führen überall in die Tiefe.

„Der gezähmte Eros" ist das zweite Buch Molos, das mir in die Hände kommt. Es zeigt mir von neuem, daß der Verfasser auf dem Wege ist, sich eine führende Rolle in der modernen Romanliteratur zu erobern.

Carl Busse („Velhagen u. Klasings Monatshefte"): Ein kühner, scharfäugiger, energischer Sohn des naturwissenschaftlichen Zeitalters, der merkwürdig früh fertig ist und das Leben eigenherrlich zwingt. Kein Zug, der bedeutungslos und überflüssig wäre, keine Szene, die man sich fortdenken könnte. Der Dialog meisterhaft, in aller schlagenden Kürze gleichzeitig die Person charakterisierend wie zusammenfassend und weiterführend. „Der gezähmte Eros" füllt 200 Seiten, aber darin werden Schicksale ausgebreitet, die ein andrer in einem dickleibigen Wälzer nicht gebändigt hätte. Der Stil ist lebendig, eindringlich, vorwärtsstürmend; er kennt nur das Präsenz; es ist versetzte Lyrik, und konzentriert wie Verse ist dieses Erzählers Prosa oft. Ein ungewöhnlicher Mann, ein ungewöhnliches Buch!

Ernst Decsey („Grazer Tagespost"): Ungetrübt genießt man die große anschauliche Kraft und Pracht der Moloschen Sprache, sein dichterisches Gestaltungsvermögen, das ebenso schöne eigenartige Naturbilder wie menschliche Charaktere zutage fördert. Zweifellos gehört „Der gezähmte Eros" zu den anziehendsten Romanen der Gegenwart.

J. V. Widmann („Der Bund"): Walter von Molo hat Wucht und den feinen Strich des dichtenden Künstlers. Hier gelang ihm so ein packendes, wertvolles Sittengemälde der Gesellschaft von großer Originalität.

„Wiesbadener Zeitung": Es erblüht eine Welt seltsamer Bilder, barocker Metaphern, berauschender Schilderungen. Es ist durchaus rhythmische Prosa, in der das Buch geschrieben ist. Alliteration und Tonmalerei auf jeder Seite. Wenn man nicht nur mit den Augen liest, hört man andauernd Verse.

„Der Tag": Es ist so viel des Schönen und Großen, daß man ihm nicht beim ersten Durchlesen gerecht werden kann.

„Neue freie Presse": Es ist ein allerfeinstes Stück psychologischer Feinmalerei, das Werk eines ernsten Denkers.

Hans Franck („Breslauer Zeitung"): Ich freue mich, daß ich zu dem Können Walter von Molos rückhaltlos „Ja" sagen kann, daß ich, wo ich das Gewordene sehe, mich bewundernd vor ihm beugen kann, da sein Wesen Kraft ist.

Ezard Nidden („Kunstwart"): Dieser Dialog ist das Spannendste, was im Bereich des Künstlerischen überhaupt denkbar ist, denn er enthält außer einer scharfsichtigen Charakteristik der Redenden (und im Spiegel, der Beredeten) häufig auch den Fortgang der Handlung und den Ideengehalt der Bücher. Solchen Dialog zu versuchen ist eine Kraftprobe, und wem sie so gelingt wie Molo, der hat gezeigt, daß er des Wortes ungewöhnlich mächtig ist . . . Ein Kopf, voll von mitleidend angeschauten Bildern aus allen Bereichen des Menschenlebens, und ein Wille, überall sehen zu lehren, zu helfen, zu trösten. Man könnte meinen, ein Arzt habe diese Bücher geschrieben.

Joseph Aug. Lux („Grenzboten"): Ich habe einen starken Eindruck davongetragen und freue mich über dieses hervorragende Werk des Dichters.

Karl Wilhelm Fritsch („Gegenwart"): Mit großer Wucht und gewaltigem Schildertalent hat Molo die Tragikomödie des Epigonen dargestellt. In der feinen, diskreten Art, in welcher er den Vorwurf behandelt, erkennen wir den Meister. Wir haben ein Werk voll philosophischer Tiefe vor uns . . .

Carl Busse („Velhagen und Klasings Monatshefte"): Es überkommt einen das Frohgefühl, daß man sich nicht nur mit einem Roman, sondern mit einer Persönlichkeit auseinanderzusetzen hat. Man erstaunt immer von neuem, aus welchem Reichtum Walter von Molo schöpft. Er charakterisiert und erzählt knapp, fest, überlegen. Seine Augen sehen beängstigend scharf; seine Menschenkenntnis ist erstaunlich. Ich empfehle das interessante Buch eines interessanteren Dichters.

„Wiener Fremdenblatt": Wir wissen dieser fortreißenden Gestaltungskraft wenig Prosawerke unsrer Zeit an die Seite zu stellen.

man-Banalitäten. Durch und durch echt, von einem gottbegnadeten Menschenkenner und Könner geschrieben, voll von Aussichten ins Freie. Wer tief und klar in die Physiognomie eines wahren Künstlers schauen will, der muß das Buch lesen!

Anselma Heine („Berliner Börsen-Courier"): Ewiges Weltgeschehen! Das ist's, was Walter von Molos Roman überspannt wie ein hoher, heiterer Himmel, der seine sonnige Bläue hineingibt, eine gelassene Selbstverständlichkeit in Kleinlichkeit, Zerstörung und Schuld.

Karl Wilhelm Fritsch („Neue Freie Presse"): Das Buch ist ein allerfeinstes Stück psychologischer Feinmalerei und das Werk eines ernsten Denkers, ein Stück Lebens-Philosophie, das uns der Dichter in den satten Szenen des Romans vorführt.

Robert Saudek („Vossische Zeitung"): Das Buch bedeutet die sichtbare Talentprobe eines Autors, der ungemein viel künstlerisches Empfinden und ein großes technisches Können bewies.

Hanns Martin Elster („Deutsche Tageszeitung"): Ich weise ausdrücklich für alle, die sich ernstlich darum mühen, den tiefsten Wert der Ehe zu finden und zu besitzen, auf dieses Buch hin, das, mit Temperament geschrieben, ein unleugbar echtes dramatisches Blut besitzt.

Max Messer („Pester Lloyd"): Eine starke gährende Handlung hält den Leser gespannt, eine mutige und freie Gesinnung erhebt.

Balduin Bricht („Österr. Volkszeitung"): Alles in diesem Romane strotzt von Leben und dieses Leben wird durch die Betrachtungsweise des Dichters zur Poesie erhoben.

Frieda Radel („Hamburger Fremdenblatt"): Das Werk rüttelt den Leser auf, packt ihn und zwingt ihn in den Bann der Handlung, wenn aus den schlichten Vorgängen die aus der Liebe geborene Not herauswächst zu zermalmender, aber lebengestaltender Allgewalt.

Walter von Molo

Deutsch sein heißt Mensch sein

Notschreie aus deutscher Seele

Zweites Tausend

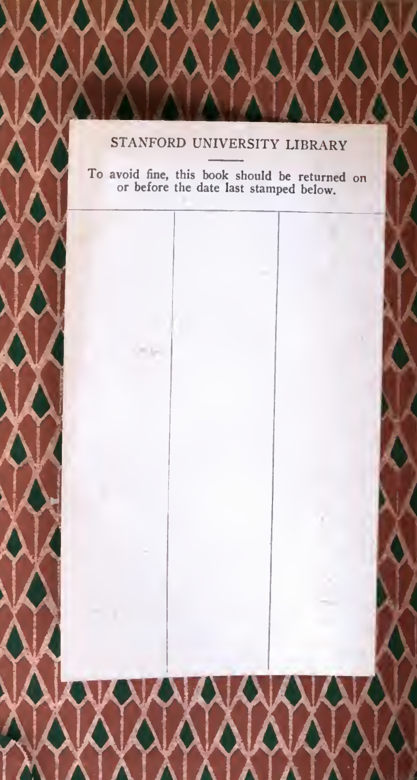
Nur geheftet 1 Mark

Urteile der Presse:

Ludwig Ullmann („Wiener Fremdenblatt"): Auf kurzen Seiten ist hier wahrhaft genial in harten und stürmischen Sätzen das Resultat und die ethische Richtlinie eines Jahrhunderts heißer Arbeit, stetigen seelischen Wachstums, tief gegründeter Überzeugung gezogen. In einer Sprache, die wie Hammerschlag kurz und wild ist, in der es wie heißester Atem weht und drängt. Kurz, aber erschöpfend. Ein Meisterwerk dichterischen Erfassens tiefsten Volksgefühls.

Fritz Droop („Mannheimer Tageblatt"): Es müßte nach dem Erscheinen des Moloschen Schillerromanes heute überflüssig sein, noch ein einziges Wort der Empfehlung über seine neue Schrift zu sagen. Wer die Mission des Deutschtums mit so heiliger Inbrunst erfaßt wie er, dem sollte jeder Deutsche mit Andacht lauschen. Unter den 16 Kapiteln befindet sich auch die wichtige Ansprache an das deutsche Volk, die seinerzeit mit großen gotischen Lettern als Flugblatt erschien. Sie sollte als Haussegen in jedem deutschen Hause leuchten.

Heinrich Glücksmann („Der Zirkel"): Ein Hauch vom Sturmgeist Fichtes weht in diesen temperamentstarken Hymnen in Prosa, die sich fast wie Gebete lesen und trauernde Herzen mit Lebenskraft erfüllen.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.



